SOZIALE UND ANDERE INTERESSANTE GEMEINWESEN

Leopold Katscher

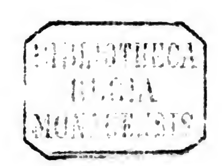




Leopold Katscher

Soziale und andere interessante Gemeinwesen.

Preis M. 2,–


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Soziale und andere interessante Gemeinwesen.

Soziale und andere interessante Gemeinwesen.

Unbefangen geschildert von

Leopold Katscher,

Verfasser von „Was in der Luft liegt“,
„Wie es in der Welt zugeht“ 2c.



Dresden. — E. Pierson's Verlag.

(1906)



Druck v. R. Lincke (Pierson), Dresden, Stephanienstr. 69.

Geleitwort.

Die Geschichte sämtlicher oder auch nur der meisten älteren und neueren „Ansiedlungen“, „Niederlassungen“, „Kolonien“ und anderen Gemeinwesen von besonderer oder ungewöhnlicher Eigenart zu schreiben, darf niemand hoffen, denn sie sind weit zahlreicher als man denken sollte — namentlich die des 19. Jahrhunderts — und das sie betreffende literarische und sonstige Material ist sehr oft so umfangreich und so außerordentlich schwer zu beschaffen, häufig auch so kostspielig, daß es keinem einzelnen Forscher in hinlänglicher Menge zugänglich sein kann, selbst wenn sein Leben zum Studium ausreichen sollte, was aber kaum möglich ist, da zu einem wirklich genügenden Studium auch noch der persönliche Besuch vieler der bestehenden Gemeinwesen erforderlich sein würde.

Die Unmöglichkeit einer vollständigen Erforschung zieht selbstverständlich die Unmöglichkeit einer vollständigen Darstellung der merkwürdigen und interessanten Gemeinwesen nach sich. Wer über den Gegenstand schreibt,

muß sich auf eine Auswahl beschränken. Bisher ist diese fast immer einseitig gewesen. Die meisten einschlägigen Werke (von Rudolf Doehn, Charles Nordhoff, Professor Hinds u. a.) behandeln lediglich die nordamerikanischen „Kolonien", und zwar überdies meist nur die kommunistischen. Das neueste Buch aber, das vielseitiger ist, meines Freundes Eugen Heinrich Schmitt „Der Idealstaat", tut, weil der durch buchhändlerische Rücksichten sehr beschränkte Raum größtenteils von Schilderungen aus älteren Zeiten und von theoretischen Darlegungen in Anspruch genommen ist, die Mehrzahl der von ihm behandelten neuen Ansiedlungsversuche mit so wenigen Worten ab und enthält so zahlreiche Flüchtigkeiten, daß der Vorzug der Vielseitigkeit teilweise wieder wettgemacht wird. Mein Plan ist von denen aller bisherigen Autoren grundverschieden und darum wird man ein Buch von der besonderen Eigenart des vorliegenden weder in der deutschen noch in einer anderen Literatur finden.

Vor allem beschränke ich mich auf die neueren und neuesten Generationen; ich gehe nicht über das 19. Jahrhundert zurück. Dagegen berücksichtige ich eine weit größere Anzahl von Gattungen als irgend ein

anderer Autor. Sodann wähle ich fast nur sehr lehrreiche Versuche, diese aber beschreibe ich meines Erachtens mit genügender Ausführlichkeit. Endlich treffe ich meine Auswahl mit Vorliebe teils unter den bei uns wenig oder fast garnicht bekannten und geschilderten, teils unter den — wenngleich etwas bekannteren — besonders anziehenden oder sozial bedeutsamen Gemeinwesen, teils unter denen, bei denen diese beiden Voraussetzungen zutreffen. Zu der ersten Gruppe gehören: Die Zoariten, die Buenos Amigos, Whiteway, Burley, Neu-Australien, Fort Mardyk, Sankt Kilda, Kaweah, die staatssozialistischen Niederlassungen in Südaustralien; zur zweiten: Ikaria, Amana, Freiland, Utah, Port Sunlight, Bournville, Oppenheimers Siedlungsgenossenschaft; zur dritten: Oneida, Topolobampo, Hygiea, Pacific City, sieben amerikanische Industrieparadiese, die Kolonien der Heilsarmee in der Union.

Was insbesondere die sozialistisch-kommunistischen „Kolonien“ betrifft, so gehen die Anschauungen über ihren Wert oder Unwert, über die Ursachen ihres Gelingens oder Scheiterns usw. usw. so stark auseinander, daß ich mir längere Auseinandersetzungen ersparen kann. Ich halte nur wenige eigene Bemerkungen für an-

gebracht, führe einige fremde an und glaube es im übrigen jedem einzelnen Leser überlassen zu sollen, sich auf Grund meiner Schilderungen ein eigenes Urteil zu bilden.

Die herrschenden Übelstände, die vorhandenen Gegensätze, die mit unsrer Wirtschaftordnung verknüpften Ungerechtigkeiten und Mißbräuche bewegen zahlreiche denkende, ernste Menschen, auf Abhilfe zu sinnen. So entstehen viele „Lösungen" der sozialen Frage, viele literarische „Utopien", viele „Systeme" zur Weltverbesserung. Je tiefer ein solcher Reformer von der Notwendigkeit gründlicher Änderungen durchdrungen ist und je mehr er vom Apostel an sich hat, desto eher wird sich ihm der Wunsch aufdrängen, seine Vorschläge in Wirklichkeit umzusetzen, seine Theorien praktisch durchzuführen; und wenn irgend möglich wird er zu diesem Zweck eine Gemeinde zu gründen versuchen. Er schart eine kleinere oder größere Anzahl befreundeter oder auch fremder, sich meldender Personen um sich, denen das Bestehende mit Recht mißfällt und die entweder zur Hebung der Menschheit beitragen oder sich selber ein befriedigendes Dasein verschaffen wollen oder beides. Mit Begeisterung stürzt man sich in die Schöpfung

einer kommunistisch-sozialen Niederlassung und überwindet die zumeist recht beträchtlichen Hindernisse so gut es geht. In der Regel entstehen aber früher oder später Differenzen, die sehr oft in Zwistigkeiten ausarten. Die anfänglich durch die Neuheit der Sache und den guten Willen übertünchte Verschiedenheit der Temparamente und Charaktere macht sich immer mehr geltend und das Ende ist dann entweder die Auflösung, das Auseinandergehen, oder aber, was den Stiftern selbstverständlich eine ebenso schmerzliche Enttäuschung bereitet, ein Aufgeben der ursprünglichen Grundsätze, auf denen das Gemeinwesen beruht hat und die ja zu seiner Errichtung geführt haben.

Ob nun wirklich, wie H. Hugo, E. H. Schmitt und andere nichtreligiöse Forscher meinen, gerade das religiöse Element das einzige geeignete ist, solche kommunistische Ansiedelungen länger zusammenzuhalten, scheint mir nicht ganz sicher. Oft mag es vielleicht so sein, wie z. B. in Amana, bei den Shakers, in Utah ꝛc. Aber einerseits erhalten sich auch manche nichtreligiösen Niederlassungen recht lange, anderseits lösen sich öfter auch religiöse auf, wie Oneida oder Zoar, und nicht in allen Fällen letzterer Art wird die von dem deutschen Sozial-

demokraten Hugo gegebene Erklärung genügen, daß „mit dem Schwinden des religiösen Gefühls das wirkende Agens des Zusammenhaltens schwand“ und daß nach diesem Schwinden „egoistische Gefühle die Kolonie in ihren Fundamenten untergraben.“ Und was den „Materialismus“ betrifft, so scheint mir E. H. Schmitt allzu apodiktisch zu sein, wenn er ihn für völlig „kulturunfähig“ erklärt. Ich halte das, ohne dem Materialismus sonderlich das Wort reden zu wollen, für eine Übertreibung. Ich gebe zu, daß rein materialistische Gebilde auf die Dauer unhaltbar sind, möchte dies aber auch von den rein religiösen behaupten. Ich sollte meinen, daß eine gute Mischung von Materialismus und Ethik am kulturfähigsten sein und einem Gemeinwesen auch die längste Dauer verbürgen müßte. Möglicherweise wird mein Buch auch speziell in diesen Punkten einigermaßen klärend wirken.

Eine interessante Frage hat vor kurzem der französische Kommunist E. Armand aufgeworfen — ob es denn notwendig sei, daß eine „Sozialkolonie“, wie man von einem idealen Gemeinwesen zu fordern pflegt, lange oder gar dauernd bestehe, und ob dieser Punkt nicht vielmehr nebensächlich sei. Er verneint jene Not-

wendigkeit und bejaht diese Nebensächlichkeit. Ja, er hält es nicht einmal für wünschenswert, daß solche Organismen „von unbegrenzter Dauer“ seien, denn „erfahrungsgemäß lassen sie im Laufe der Zeit an Kraft nach“ (wahrscheinlich nach Eintritt eines höheren Grades von Wohlhabenheit) und „vernachlässigen dann ihre propagandistischen Aufgaben.“ Es sei unlogisch, einen langen Bestand zu fordern. Die Ansiedlung habe lediglich den Zweck, „im bestehenden Milieu ein Element des Widerstandes zu bilden.“ Sie sei bloß Mittel, nicht Selbstzweck. Um „unserer verrotteten, entsittlichten Gesellschaft“ einen Spiegel vorzuhalten, „ihr den Weg zur Zukunft zu weisen,“ genügen nach Armand unter Umständen auch einige Monate Daseins. Die heutigen Kommunisten seien als Menschen, weil Produkte unserer trägen und vorurteilsvollen Zeit, noch viel zu unvollkommen, um auf die Dauer einerseits ein wirklich ideales Leben führen (der alte Adam breche bei ihnen nach längerer Zeit immer wieder hervor, „der innere Feind“) und anderseits dem Ansturm des „äußern Feindes“, d. h. der sie umgebenden Außenwelt, gewachsen sein zu können.

Armand empfiehlt daher die Gründung möglichst

vieler Kommunistenkolonien, freilich mit möglichst günstigen Elementen, bei bestem Willen und unter sorgfältiger Beachtung der reichen bisherigen Erfahrungen. So originell sein Standpunkt auch sei, origineller und meines Erachtens richtiger ist derjenige, den ein gewisser „La Montagne“ ganz kürzlich in einem pariser Kommunistenblatt entwickelt hat. Er hält alle kommunistischen Einzelgemeinden für überflüssig und schreibt: „Die kommunistische Gesellschaft wird nur dann verwirklicht werden, wenn die Menschen sie nicht künstlich **machen** werden. Sie wird ganz von selbst kommen, sobald sich die Menschen von der gegenwärtig herrschenden Moral befreit haben, sobald Mann und Frau sich nur aus wahrer Liebe vereinen, sobald die Kinder von ihren Eltern nichts anderes lernen als allgemeine Menschenliebe. Diese Kinder werden als Erwachsene vom Bazillus des Mißtrauens, dieses Schädlings, frei sein ... Statt Gruppen, Kolonien und dergleichen schöne aber unnütze Dinge zu gründen, erzeuge man das Material zur Vorbereitung der Zukunftsgesellschaft — das ist die Hauptsache.“

Sieht La Montagne das Heil in der Erziehung, so hält Schmitt — übrigens ebenfalls ein Gegner der

Koloniengründung — hiervon sehr wenig. In einer früheren größeren Arbeit über „Sozial-Utopien“ (in meinem Buche „Was in der Luft liegt“) hatte ich gesagt: „Die meisten solcher Versuche müssen scheitern, weil die Menschennatur, an die vorhandenen Zustände und Einflüsse gewöhnt, noch nicht genügend zu Selbstzucht und Selbstlosigkeit erzogen ist.“ Armand scheint diese Ansicht, bei der ich bleiben muß, zu teilen, und ich glaube, daß meine Leser sie bestätigen werden. Aber Schmitt polemisiert in seinem „Idealstaat“ ausführlich dagegen (S. 152—155). Ich glaube jedoch, daß seine Darlegungen, die ich übrigens als sehr lesenswert bezeichnen muß, mehr ein Spiel mit Worten und Begriffen sind; weit entfernt, mich zu widerlegen, scheinen sie mir im letzten Grunde geradezu eine Übereinstimmung mit meinem Standpunkt in sich zu schließen.

Leipzig, 27. April 1906.

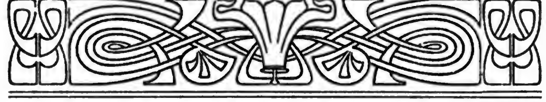
Leopold Katscher.

Inhalt.

Verschiedenartige.

Auf religiöser Grundlage.





Die Perfektionisten von Oneida.

Über diesen fesselnden Gegenstand ist 1901 in London ein spannendes Werk erschienen*) von einem Mitgliede jenes zwar berühmten, aber bei uns dennoch unbekannten Gemeinwesens, das vor wenigen Jahren die Umwandlung aus einer ideal-christlichen Kommunistenfamilie in eine regelrechte Aktiengesellschaft durchgemacht hat. Der Untertitel des Buches besagt schon ziemlich viel und fesselt die Neugierde auf mehr: „Darstellung eines Versuchs, die Grundsätze christlicher Selbstlosigkeit und wissenschaftlicher Rassenverbesserung auszuführen."

Unser Gewährsmann legt seinem Gegenstande die höchste Bedeutung bei; Beweis dessen die nachstehenden Sätze seiner Vorrede: „Hinsichtlich der ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Seiten der Oneidabewegung bin ich überzeugt, daß sie in großen Zügen das letzte Ideal

*) The Oneida Community. A record of an attempt to carry out the principles of Christian unselfishness and scientific race improvement. By Allan Eastlake.

vorstellen, dessen Erreichung die Menschheit anstreben sollte; sie sind das einzige Ideal, welches die sich durch den ganzen Verlauf der Geschichte ziehenden Menschheitsprobleme lösen kann . . . Wir haben es da mit dem außerordentlichsten und wertvollsten Unternehmen zu tun, das seit Stiftung des Christentums geschaffen worden ist." Und im Text selbst sagt er: „Eine ganze Generation hindurch hat das Gemeinwesen alle Anforderungen eines ideal-harmonischen Familienheims erfüllt."

Die Oneida-Gemeinde war während der ganzen Zeit ihres Bestandes als reines Kommunisten-Stätchen aufs engste mit ihrem Gründer John Humphrey Noyes verwachsen; er war fast ihr Halbgott und sie beruhte in allem durchaus auf seiner machtvollen Individualität. Ähnliches sehen wir übrigens bei allen sozialen Versuchen mit „Ansiedlungen", „Niederlassungen", „Gemeinwesen", ja bei den meisten sozialen „Bewegungen" überhaupt; solche Bestrebungen stehen und fallen in der Regel mit ihren Hauptträgern, Aposteln, Stiftern usw. Noyes war trotz aller mystischen Absonderlichkeiten eine sehr bemerkenswerte Persönlichkeit. 1811 zu Putney im Unionsstaat Vermont geboren, widmete er sich mit neunzehn Jahren dem Rechtsstudium, aber schon nach einem Jahr fühlte er seine frühere Abneigung gegen den Priesterberuf schwinden und gab das „weltliche" Jus auf, um zur Theologie überzugehen. Nach einjährigem Aufenthalt im Andoverer und zweijährigem am

Yaler Seminar wurde er ein „Perfektionist“, d. h. Anhänger einer jungen Sekte, die sich durch strenge innere Einkehr und stetes Emporblicken von jeder Sünde für befreit hielt. Da er sich für die Antisklavereibewegung interessierte, wollte er Afrikamissionär werden; doch überlegte er sich das, als er zu der Erkenntnis kam, daß es auch daheim reichliche Arbeit gebe für Leute, die ein wirkliches Christentum, nicht ein äußerliches, scheinbares, verbreiten wollen. Er blieb im Lande und erhielt die kirchliche Erlaubnis, zu predigen. Diese wurde jedoch zurückgenommen, weil er die Lehren der Perfektionisten verkündete und nicht wenige Anhänger sammelte. Die „Welt“ hielt ihn für verrückt und die Geistlichkeit brachte allerlei Verleumdungen in Umlauf, die ihn auf Jahre mit seinem Vater entzweiten, jedoch allmählich verstummten.

Nach seiner Amovierung durch die Kirche predigte er frei, außerhalb ihres Rahmens, und strebte nach immer größerer spiritueller Vervollkommnung, wobei er oft erstaunliche Seelenkämpfe durchmachte, die zuweilen an diejenigen Luthers erinnern und von Eastlake mit übermäßiger Weitschweifigkeit geschildert werden. Auf die Zeit der aufregenden öffentlichen Propaganda folgte eine Zeit der „Hebung“ des auf Abwege geratenen „Perfektionismus“ durch „geduldige Unterweisung einiger einfachen, anspruchslosen Gläubigen“, zumeist einiger nahen Verwandten. Nach seinen eigenen Worten war

Noyes „dazu gelangt, die Qualität der Heiligkeitsproselyten für wichtiger zu halten als ihre Quantität, und zwar suchte ich bei ihnen nicht meteorisches Leuchten, sondern nüchterne, schlichte Rechtschaffenheit.“ Dieser kleine Kreis bildete den Kern der nachmaligen „Oneida Community“ im Staate New-York, deren Hauptstützen nächst dem Stifter dessen Gattin, Geschwister und Schwäger werden sollten.

Im Laufe der Zeit brachte es die neue Ansiedelung trotz der Strenge der Aufnahmebedingungen auf rund dreihundert Mitglieder. Man trieb Landwirtschaft, Industrie, Handel; und Wohlstand lohnte die große Emsigkeit und Ehrlichkeit, mit der man auf rein-kommunistischer Grundlage arbeitete. Aller Besitz und alle geschäftlichen Unternehmungen waren gemeinsam, ebenso das Essen, das Wohnen, die Erziehung der Kinder und der Unterricht. Selbstverständlich auch die — Frauen. Man darf aber hierbei nicht an die sogenannte „freie Liebe“ denken. Eine Freiliebesekte, die gerade in der ersten Zeit der Oneidaer im Staate New-York ihr Unwesen trieb, war Noyes und seinen Getreuen ein Greuel, gegen das sie kräftig auftraten. Ihnen galt die wirkliche freie Liebe als etwas ganz anderes — als ein sittliches, ethisches Erziehungsmittel zur Unterdrückung der im Gefolge der üblichen Monogamie einhergehenden Selbst- und Genußsucht, die sich in Tyrannei, Eifersucht, Heuchelei, Scheidungen 2c. zu äußern pflegt. Das

Moralsystem der Perfektionisten beruhte hauptsächlich auf der von Noyes erdachten „All-Ehe“: grundsätzlich gehörte jedes weibliche Wesen allen Männern und jeder Mann allen Weibern. Die logische Folge des reinen Kommunismus, welcher in Oneida herrschte.

Daß es den Leuten „nicht um Leichtfertigkeit, sondern um hohen Ernst“ zu tun war, geht schon daraus hervor, daß gegen die Zulassung weltlich gesinnter Egoisten oder Lüstlinge und gegen die Entfaltung eines solchen Geistes bei den Zugelassenen strenge Vorsorge getroffen wurde und daß die Ansiedler als tugendhaft und höchst rechtlich anerkannt waren. „Ein lasterhaftes System,“ meint Eastlake, „hätte keine so guten Menschen und so gute Menschen hätten kein unsittliches System hervorbringen können.“ Die Leute strebten in erster Reihe nach grenzenloser Selbstlosigkeit und betrachteten die Noyessche All-Ehe als das beste Mittel zu diesem Zweck, weil sie die Unverträglichkeit, die einseitige Unterdrückung, die rohe Begehrlichkeit usw. zu beseitigen geeignet ist. Unser Autor schreibt: „Jeder Mann nahm es auf sich, jedem Weib die gleiche liebende Sorgfalt und Rücksicht sowie denselben Schutz angedeihen zu lassen wie er es unter dem Walten der Ein-Ehe tun würde. Während der ganzen Zeit des Bestandes der „Familie“ kam keine einzige Verletzung dieser Pflicht vor.“ Und ferner: „Nicht unwesentlich war auch der Umstand, daß kein Weib sich

unerwünschte Annäherungen gefallen lassen mußte. Sie konnte nach Belieben zustimmen oder ablehnen und gegebenenfalls selber in mittelbarer Weise die ersten Schritte zu einer Annäherung tun."

Die Eignung zur Aufnahme in den Gemeindeverband mußte durch eine lange Probezeit dargetan werden, welche große Geduld und Entsagungsfähigkeit erforderte. Ein Ex-Advokat z. B. mußte fünf Jahre lang der Reihe nach als Koch, Bäcker, Wirtschaftsknecht, Verkäufer, Wäscher, Buchhalter, Heizer, Lampenputzer, Redakteur, Obstzüchter u. v. a. dienen; „als ich Heizer war, mußte ein früherer Geistlicher der Episkopalkirche sich mit den Trockenklosetts beschäftigen, und wir pflegten die Kluft zu belachen, die unsre Bildung und unsre einstigen Berufe von unseren nunmehrigen Aufgaben trennte, ohne daß eine Klage über unsre Lippen gekommen wäre." Wer nicht genügend „reif" oder „ernst" befunden wurde, mußte ohne seine Familie in Oneida bleiben, bis seine Zulassung erfolgte. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Umstande, daß selbst jene, die sonst alles aufzugeben geneigt waren, sich nur schwer entschließen konnten, auf die, wie Eastlake sich ausdrückt, „kleinliche Autorität" zu verzichten, deren sie sich im eigenen Familienkreise erfreut hatten. Sie waren nicht genug selbstlos, um „ihr kleines Autokratentum aufzugeben und ihre Gattin ruhig anzuhören, wenn sie ihn in Gemeinschaft mit anderen kritisierte". Unter der Herrschaft vollkommener

Freiheit und Gerechtigkeit war es aber unerläßlich, den Frauen völlige Gleichberechtigung zu gewähren. „Ein Mann mag sonst noch so geeignet sein, er wird ungeeignet für ein kommunistisches Beisammenleben, wenn es ihn nicht beglücken kann, ein von ihm geliebtes Weib auch von anderen Männern geliebt zu sehen ... Wer das nicht kann, ist einfach selbstsüchtig ... Die Eifersucht läuft dem Gemeingeist zuwider."

Einzelne Stellen des vorstehenden Berichts spielten aufs „Kritisieren" an. Diesem fiel in Oneida eine ungemein wichtige Rolle zu. Der Wunsch, bei seinen Anhängern einen möglichst hohen Grad „rein christlicher" Moral zu erreichen, ließ Noyes dazu gelangen, ihre Selbsterkenntnis zu tunlichst hoher Entwickelung zu bringen. Er empfahl ihnen jederzeit unablässige Selbstprüfung, eine strenge Beurteilung des eignen Denkens und Empfindens. Als Hauptmittel zur Förderung dieser Tendenz führte er das „Kritisieren" aller durch alle ein. „Wer es über sich brachte, nicht nur strenge Selbstprüfung, sondern auch eingehende Erforschung seines inneren Lebens durch andere ohne Un- oder Widerwillen zu ertragen, legte damit die beste Probe seiner „Loyalität und Würdigkeit" ab. Fast täglich fand eine Kritisierversammlung statt, in welcher die zu Kritisierenden sich von den übrigen Anwesenden ihre Fehler vorhalten lassen mußten, und zwar, wie Noyes sagte, „in der offenherzigsten Weise; das mochte die Selbstgefälligkeit

zuweilen grausam verletzen, doch durfte niemand gereizt erwidern oder sich beklagen.“ Das Kritisieren hatte auch den Vorzug, daß es die „freie Liebe“ der Perfektionisten, statt zu einer weltlich-sinnlichen, zu einer ethisch-reinen machte, denn es förderte die Selbstlosigkeit. Zur Charakterisierung der Wirkung des Kritisierens seien einige Zeilen aus den Aufzeichnungen eines Mitgliedes der „Familie“ angeführt:

„Als ich mich meldete, hatte ich von jeher mein Möglichstes getan, um ein würdiges Leben zu führen. Ich war in Kirchen, an Sonntags- und Armenschulen, auf religiösen Versammlungen tätig gewesen, hatte meine Taschen stets für die Bedürftigen offen gehalten usw. Auch war ich schon seit Monaten bemüht gewesen, mein Denken und Tun nach den Anforderungen der Oneida-Gemeinde einzurichten. Dennoch wurde ich vollkommen durchgeschüttelt; jeder Charakterzug, auf den ich einigermaßen stolz war, erfuhr eine grausame Beurteilung. Man kehrte mein Inneres nach außen, untersuchte es gründlich und stellte mich moralisch auf den Kopf, bis jeder Tropfen Selbstgefälligkeit abgeronnen war, ich kein Wort zu erwidern wußte und dem Weinen nahe war. Aber in den nächsten Tagen und Wochen dachte ich über die einzelnen Stellen der „Kritik“ nach und sah sie bald in neuem Licht. Je länger ich nachdachte, desto gerechter fand ich die Ausstellungen, gegen die ich mich anfänglich in Gedanken heftig aufgelehnt hatte.

Auch nach späteren Kritiken fand ich, daß selbst der anfangs für am ungerechtesten gehaltene Tadel sich nach reiflicher Überlegung als wohlbegründet erwies; und heute würde ich viele Jahre meines Lebens darum geben, könnte ich mich nur noch einmal von Noyes kritisieren lassen."

Nach der Berührung mit auswärtigen Besuchern — und an manchen Tagen kamen ihrer viele Hunderte herbei, um die Ansiedlung näher kennen zu lernen — pflegten die mit deren Führung, Speisung und Zerstreuung beschäftigten Angehörigen der „Familie" sich behufs „Bewahrung ihres Geistes vor der Ansteckung durch weltliche Einflüsse" einer Reinigung mittels „Kritik" auszusetzen. Die Handlungsreisenden der Gemeinde wappneten sich vor der Ausfahrt und nach der Rückkehr durch eine tüchtige Dosis Kritik gegen etwaige verderbliche Einwirkungen der Außenwelt.

Den hohen sittlichen Ernst, zu dem Noyes seine „Familie" zu erziehen suchte, wollte er auch auf deren Nachkommen vererben. Daher ging mit seinem „All-Ehe"-System ein planmäßiges Streben nach Rassenverbesserung Hand in Hand, indem — unter Wahrung einer weitgehenden Wahlfreiheit — die Gemeinde die Paare so zusammenstellte, daß die Kinder möglichst viele gute und wenig schlechte Eigenschaften erben sollten. Während die Spartaner ihre Zuchtwahl nur auf die physische Beschaffenheit richteten, war es den Oneida-

Kommunisten auch um die geistige und seelische Vollkommenheit zu tun. „Obgleich man auf die Verbesserung mancher Tiergattungen große Sorgfalt verwendet, läßt man bei den Menschen die Rücksicht auf das Naturgesetz der Auslese des Geeignetsten und auf das Wohl der künftigen Geschlechter gänzlich außer Acht; von niedrigen Beweggründen — Geld, Stellung u. dgl. — geleitet, vergißt man die Pflichten gegen die Nachkommenschaft, während man sich die Zucht der Haustiere Millionen kosten läßt." Um nun ein ungebundenes, wahlloses Liebesleben zu verhindern, wurde bei den Perfektionisten, abgesehen von den übrigen angestrebten Vorzügen, ganz besonders Gewicht gelegt auf die Ausbildung der Enthaltsamkeit. Eastlake bemerkt:

„Enthaltsamkeit — das war das Losungswort der Perfektionisten in allen Gebieten des Lebens; ohne sie hätte ihre Gesellschaftslehre keine praktischen Erfolge zeitigen können. Und die Mäßigkeit in der Liebe wäre ohne Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht möglich gewesen. Enthaltsamkeit und Mäßigkeit durchtränkten die Lebensweise jedes Mitgliedes der Gesamtheit so sehr, daß die Selbstbeherrschung allen leichter wurde, als sie es unter dem Walten der Genußsucht sein könnte."

Die Erziehung der Erwachsenen, die Noyes als erster Kern der Gemeinde gefolgt waren, hatte verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten geboten. Schwerer war

schon die Erziehung der zweiten Generation; sie geschah durch die spirituell Gereiftesten. Der Schulunterricht erfolgte daheim. „Einige Mädchen erlernten die Stenographie und das Schriftsetzen, andere kochten oder wurden Zahnärztinnen oder schrieben“ für die propagandistischen Veröffentlichungen der Oneidaer, zu denen eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift gehörte. Noch andere waren „vortreffliche Musikerinnen“. Die jungen Männer „unterhielten ein Streichorchester und eine Blasinstrumentenbande, sangen und trieben klassische Musik.“

Im allgemeinen glückte auch beim dritten Geschlecht die Erziehung zu den Idealen Noyes', doch machten sich bereits mehr zersetzende Elemente geltend. „Faktionen entstanden und vergifteten manche Geister“ — wie das in den allermeisten sozialen Versuchsgemeinwesen früher oder später der Fall ist.

Da reizende Kost sich nicht mit den Grundsätzen der Enthaltsamkeit verträgt, lebte man vorwiegend vegetarisch, aß selten Fleisch und vermied geistige Getränke. Das Rauchen war anfangs nicht verpönt, aber das „Kritisieren“ brachte bald die Tatsache zutage, daß das Vergnügen der Weiber an der Gesellschaft der Männer durch den Tabakgeruch keineswegs erhöht wurde. . . . „Auch drängte sich die Erwägung auf, daß es inkonsequent sei, in allem kommunistisch zu handeln, nur gerade bezüglich des Tabaks nicht. War das Rauchen gut, warum sollten dann die Weiber nicht auch rauchen?

Da diese Alternative unannehmbar erschien, schaffte man das Rauchen logischerweise gänzlich ab."

Etwa vier Jahrzehnte lang konnte die Gemeinde sich einer ziemlich ungestörten Entwicklung erfreuen, denn ihre Verfassung und ihre Lebensweise verstieß nicht gegen die Gesetze des Staates New-York. Da begannen um die Mitte der siebziger Jahre mehrere hervorragende Mitglieder der presbyterischen Kirche eine heftige Agitation behufs Erlangung eines gegen die All-Ehe der Perfektionisten zu richtenden Gesetzentwurfs. Obwohl es auf ethischen und christlichen Grundlagen beruhte, fühlten sich jene anders gearteten Christen durch die Organisation und Kirchenlosigkeit des Noyesschen Ehesystems abgestoßen. Um nun die geplante Gesetzgebung zu verhüten und den Feindseligkeiten gegen Oneida ein Ende zu bereiten, machte Noyes 1879 in einer Botschaft einen Vorschlag, dessen Notwendigkeit er seit einem Jahre wiederholt vorhergesagt hatte:

„Geben wir die All-Ehe auf — nicht weil wir den mit ihr verknüpften Grundsätzen und Zukunftshoffnungen entsagen, sondern weil wir uns dem Ansturm der öffentlichen Meinung fügen. . . . Alle unsere übrigen Mittel der sittlichen Hebung und geistlichen Erbauung, namentlich unsere allabendlichen Zusammenkünfte, verbleiben uns — wir behalten also genug Kommunismus, um uns zusammenzuhalten und mit Heldenmut für eine neue Laufbahn zu erfüllen . . . Wir werden gut tun,

unsere Nachbarn von der Bürde unserer Popularität zu befreien und der Welt zu beweisen, daß der christliche Kommunismus auch ohne die All-Ehe bestehen kann."

Die Vollversammlung genehmigte diesen Antrag, so daß es in Oneida seither nur Ledige und monogamisch Verheiratete gibt. Die geplanten gesetzlichen Maßregeln unterblieben, denn wenn die Gemeinde auch nicht zugab, daß die All-Ehe falsch oder verwerflich sei, ihr vielmehr nur unter einem moralischen Zwang entsagte, so „erachtete sie es selbstverständlich als ihre Pflicht, das gegebene Versprechen so lange zu halten, bis günstigere Zeiten dessen Widerruf ermöglichen würden." Mit der All-Ehe hörte bald auch das eng mit ihr verknüpfte „Kritisieren" auf. Ich sehe zwar die Notwendigkeit des Aufhörens nicht ein, Eastlake aber meint:

„Die Einführung einer weltlichen Eheform machte das Kritisieren, dieses Bollwerk gegen die Selbstsucht, unanwendbar, denn die Einehe-Gattin fühlt sich nicht in der Lage, ihren Mann öffentlich selber zu kritisieren oder von anderen kritisieren zu lassen. . . . Niemand erkannte diese und die übrigen Folgen des Aufhörens der All-Ehe klarer als Noyes; aber es war in jeder Hinsicht besser, der Sache freiwillig jene Wendung zu geben, als einen gesetzlichen Zwang abzuwarten."

Durch den weisen Ausweg, den der Stifter des Gemeinwesens gefunden, wurde dieses zwar gegen eine mehr oder minder ruinöse Auflösung geschützt, doch

konnte der Fortbestand in Gestalt eines rein kommunistischen Experiments nicht gesichert werden. Nachdem in den absoluten Kommunismus Bresche gebrochen war, nahmen die zersetzenden Elemente überhand — namentlich seit Noyes' Tode. Wer weiß, wie schlimm die Sache geendet haben würde, wenn nicht die Klugheit des neuen Lenkers Dr. Noyes — eines Sohnes Johns — rechtzeitig guten Rat gewußt hätte. Über die von ihm (N.) gefundene Lösung macht Eastlake die folgenden Mitteilungen:

„Die Gemeinde war reich geworden. Wenn jedoch ihr Besitz verkauft und unter die 300 Mitglieder verteilt worden wäre, würde auf jedes einzelne nur wenig entfallen sein. . . . Behufs Vermeidung jeder Ungerechtigkeit wurde alles sorgfältig abgeschätzt und daraufhin eine Aktiengesellschaft gegründet, deren Anteilscheine auf Grund eines allseitig genehmigten Schlüssels den einzelnen Mitgliedern zugewiesen wurden. Auch legte man für jedes Kind eine Summe an, welche ihm eine angemessene Ausbildung, gegebenenfalls überdies ein kleines Betriebskapital für die Zeit der Großjährigkeit sicherstellte. Ferner setzte man für jene, die in den industriellen Unternehmungen der Gesellschaft zu arbeiten wünschen eine Lohnskala fest. Endlich wurde bestimmt, daß alle, die es wünschen würden, beisammen wohnen bleiben und auch weiter Bedarfsartikel zu Selbstkostenpreisen bekommen können . . . Das ganze Arrangement war ein Meisterstück, eine höchst erfolgreiche friedliche Umwandlung. Die neue Firma („Oneida Community, Limited") gedeiht noch heute vortrefflich unter dem Präsidium des Dr. Noyes."

Ja, geschäftlich gedeiht sie auch seit dem Erscheinen des Eastlakeschen Buches sehr. Ihre großen Fabriken

feiner Metallwaren, künstlerischen silbernen Eßzeugs und vorzüglicher Spulenseide, ihre ausgedehnten Büchsenobstanlagen finden nach wie vor im ganzen Lande lebhaften Anklang. Aber der kommunistische Charakter der Gemeinde verlor sich allmählich so sehr, daß gegenwärtig nur noch sehr wenig davon übrig ist.

Interessant ist der Umstand, daß John H. Noyes bereits 1852 eine Vorahnung dieses Wandlungsprozesses hatte. Damals schrieb er nämlich: „Gleich dem Christentum kann der Kommunismus sich allen Formen anpassen. Jetzt wundern sich die Leute über die erstaunliche Harmonie, die in Oneida herrscht; sie werden aber auch das noch größere Wunder sehen, daß die Gemeinde sich in ebenso harmonischer Weise auflösen wird, ohne irgend jemandem Unrecht zu tun."

Eastlake ist der Ansicht, daß in der Kulturwelt ein noch nie dagewesenes „religiöses Erwachen" bevorstehe und daß dann die Geschichte der Oneidagemeinde als „Leit- und Handbuch des Kommunismus" werde studiert werden. Inzwischen jedoch sei es arg verfehlt, gründliche soziale Reformen anbahnen zu wollen „ohne die Gedankenfreiheit und den sittlichen Mut, das Geschlechtsproblem unerschrocken bis in die äußersten logischen Konsequenzen zu verfolgen." Wer soziale Gemeinwesen ohne wirklichen Kommunismus zu gründen versuche, täusche sich selbst und seine Anhänger. Es müsse freilich nicht unbedingt der zu Oneida geübte Kommunis-

mus sein; dieser sei fortbildungsfähig. Aber vor allem müsse eine radikale „Wiedergeburt“ kommen. Wer Noyes' Erfolge ohne dessen Methoden zu erreichen trachte und sich scheue, den „auf falschen Begriffen von den geschlechtlichen Beziehungen beruhenden Vorurteilen der Welt“ entgegenzutreten, beraube sich der „wertvollen Erfahrungen des bemerkenswertesten, erfolgreichsten und fortschrittlichsten aller kommunistischen Versuche. So lange die Menschheit ein so abnormes Leben führt, wird die Geschlechtsfrage nicht aufhören, eine abnorme Wichtigkeit zu besitzen.“

Der Unparteilichkeit halber seien noch zwei andere Stimmen über die Perfektionisten angeführt, und zwar unbefangene. Der berühmte englische Novellist Grant Allen, obgleich ein radikaler Freigeist, schrieb: „Das Herbeiführen des Eingehens der Oneidagemeinde bildet in den Augen jedes ehrlichen Soziologen den bedauerlichsten Schnitzer unserer Zeit.“ Und der nordamerikanische Sozialreformer Elbert Hubbard (Fra Elbertus) sagte in seinem „Philistine“: „Oneida war erfolgreich. Dort gab's weder Verbrechen, noch Unbildung, weder Illegitimität, noch Armut . . . Sie besaßen tausend Acres Landes und waren niemandem etwas schuldig; der Wert ihres Eigentums pro Kopf betrug doppelt so viel, als in jener Grafschaft üblich, und sie verdankten alles ihrem Fleiß . . . Der Mangel an Geistes- und Nervenleiden und die geringe Sterblich-

keit beweisen unwiderleglich, daß daselbst ein hoher Grad von Gesundheit, Glück und Zufriedenheit herrschte. Es gab keine Skandale, keine Trunksucht, keine Polizei ... Drei Generationen würden die Richtigkeit oder Falschheit der Stellung der Oneidakommunisten dargetan haben — warum hat man sie nicht in Ruhe gelassen?"

Die Gemeinde der wahren Eingebung.

(Eine deutsche Niederlassung.)

Die meisten der zahlreichen, in der Regel im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts entstandenen kommunistischen Niederlassungen Nordamerikas sind gescheitert, und zwar gewöhnlich entweder infolge Eindringens des modernen Zeitgeistes oder infolge des Ausbruches vorzeitiger Zwistigkeiten, vor allem aber, weil sie, arm, vereinsamt und friedfertig, nicht anzukämpfen vermochten gegen den Streit, die Konkurrenz und die Riesigkeit der sie umgebenden neuzeitlichen Welt, insbesondere der industriellen. Nur jene wenigen Ansiedelungen kommunistischer Natur, die auf starker religiöser Grundlage beruhen, haben sich bisher teilweise halten können. Obenan

das größte dieser Gemeinwesen: Amana oder „Die Gemeinde der wahren Eingebung", eine der ältesten und angesehensten dieser „Kolonien". 1902 hat der bekannte amerikanische Volkswirt Prof. R. T. Ely in „Harper's Monthly Magazine" eine eingehende Studie über den Gegenstand veröffentlicht und 1891 erschien eine eigene „Geschichte der Amana-Gesellschaft" von W. R. Perkins und B. L. Wick. Das Interesse des deutschen Publikums für Amana sollte um so größer sein, als es sich um eine deutsche und deutsch gebliebene Ansiedelung handelt, die auch von Deutschen ins Leben gerufen wurde.

Nach der Überlieferung gründete in Hessen ein gewisser J. F. Rock im Jahre 1714 die neue Religionssekte, aus der die jetzige „Gemeinde der wahren Eingebung" hervorging, welche jedoch erst vor 60 Jahren (1843) zum praktischen Kommunismus überging, obgleich ihre Mitglieder schon von jeher, wegen ihres Glaubens verfolgt, einander in kommunistischem Geiste beistanden. Ohne an eine soziale Umgestaltung zu denken, bloß zu gegenseitigem Schutz lebten und arbeiteten sie zusammen, und so entwickelten sich allmählich Gemeinschaftlichkeitsgewohnheiten.

1842 fühlte sich einer von ihnen „inspiriert" — offenbar unter dem Einflusse Cabets und Fouriers — und beantragte die Gütergemeinschaft. Um diese einführen zu können, wanderten sie sofort nach Amerika

aus, wo sie sich in Ebenezer ansiedelten, das heute eine Vorstadt Buffalos bildet. Nach zehn Jahren fühlten sie die Abträglichkeit der Nähe einer so großen Stadt und übersiedelten an die Ufer des Jowaflusses, wo sie noch jetzt leben und sieben Dörfer (Amana, West-Amana, Süd-Amana, Ost-Amana, Mittel-Amana, Hoch-Amana, Homestead) bewohnen. Sie zählen rund 1800 Seelen und besitzen 10 530 Hektar wertvollen Bodens.

1859 erfolgte die Eintragung der „Amana-Gesellschaft" als Körperschaft nach den Gesetzen des Staates Jowa. Ihre „Verfassung" legt ihre Daseinszwecke und leitenden Grundsätze dar. Besonders bezeichnend sind folgende Punkte: Die Grundlage ihrer Organisation „soll auf immer Gott und dessen Religion" sein. Der erworbene und noch zu erwerbende Landbesitz mit allem, was dazu gehört, „soll gemeinsames Eigentum bilden". Landwirtschaft, Viehzucht und Fabrikindustrie „sollen den Unterhalt der Gesellschaft sichern". Ein etwaiger Überschuß „soll von Zeit zu Zeit zu Meliorationen, zum Bau von Schulen, Versammlungslokalen oder Druckereien, zur Versorgung der alten, kranken und schwachen Mitglieder, sowie zu allgemeinen wohltätigen Zwecken verwendet werden".

Im großen Ganzen ist ihr Christentum das übliche protestantische, doch neigt es in manchen Dingen insbesondere dem Quäkertum zu und zwar nicht nur in der Verwerfung des Eides und des Krieges. Sie sind

gegen alle „weltlichen“ Zerstreuungen und Vergnügen, als „den Geist von Gott ablenkend“, und kleiden sich außerordentlich einfach. Auch im Tode bleiben sie einfach: sie werden der Reihe nach einer neben dem andern begraben, und gleichförmige weiße Steine, Platten, auf denen bloß der Name und das Alter zu lesen, bilden das einzige sichtbare Denkmal des Verstorbenen.

Nächst dem Ackerbau leben die Amaniten hauptsächlich von der Wollweberei und der Baumwollspinnerei. Ihre Erzeugnisse sind ob ihrer Vorzüglichkeit in den Vereinigten Staaten berühmt und beliebt. Gewissenlose Fabrikanten benutzen die Friedensliebe der Ansiedler, um, vor deren Verfolgung sicher, ihre Waren für amanitische auszugeben. Die Arbeiter sind nicht überanstrengt, die Arbeit wird ihnen möglichst erleichtert, soweit es sich mit der Güte der Erzeugnisse verträgt. Der Arbeitstag hat in der Regel zehn Stunden. Die mit dem modernen Industrialismus verbundenen Übelstände fallen hier naturgemäß fort. Es gibt keinen Krieg zwischen Kapital und Arbeit, keine Abneigung gegen verbesserte Maschinen, keine hungernden Arbeitslosen, keine Sorge um Brot im Alter. Man verlangt nur, daß jedes Mitglied sein Bestes leiste — eine auskömmliche, behagliche Lebensführung ist allen sicher. Die Arbeitsscheu ist etwas Unbekanntes; dies gilt übrigens von allen Kommunistenniederlassungen — wahrscheinlich, weil sich den letzteren ursprünglich nur bessere

Menschen anschließen und die Erziehung des Nachwuchses die Trägheit nicht aufkommen läßt.

Jedes Mitglied der Gemeinde gibt als Gesellschaftseinlage seine Dienste und sein Vermögen, um dafür nicht nur eine auskömmliche Ernährung, sondern auch behagliche Wohnung und einen Ladenkredit zu erhalten. Dieser „Kredit“ dient zur Anschaffung von Kleidern und anderen Bedarfsartikeln; die gemachten Einkäufe werden ins Kreditbuch des Käufers eingetragen. Wird der Kredit nicht erschöpft, so bleibt der Rest Eigentum des Betreffenden, falls er nicht vorzieht, denselben der Gemeindekasse zu schenken. Der Jahreskredit jeder Person beträgt zwischen 35 und 75 Dollars.

Trotz ihres Kommunismus erkennen, wie man sieht, die Amaniten eine natürliche Ungleichheit der Bedürfnisse an; macht doch der gebildete Arzt andere Ansprüche als der einfache Landmann. Überall, wo keine Geburtsaristokratie vorhanden, macht sich eine natürliche Aristokratie geltend; hier die Ärzte und die ursprünglich wohlhabenden unter den Mitgliedern. In Amana bedeutet die Gleichheit also die verhältnismäßige Bedürfnisbefriedigung.

Es herrscht Schulzwang für alle Kinder von fünf bis vierzehn Jahren. Nach den Schulstunden wird gespielt und nachher stricken oder häkeln die Mädchen, während die Knaben auf den Feldern und in den Fabriken arbeiten. Zur Trägheit bleibt keine Zeit.

Interessant ist der „Schulwald“, von den Schulkindern gepflanzt und aus prächtigen Nadelholzalleen bestehend. Die künftigen Ärzte studieren an einer der amerikanischen Universitäten und bringen dadurch äußere Einflüsse nach Amana.

Überhaupt weicht die amanitische Abgeschlossenheit begreiflicherweise immer mehr den Einwirkungen des modernen Amerikanismus, namentlich durch die zahlreichen Ausflügler, die das merkwürdige Gemeinwesen besuchen.

Wird erst — was wohl sehr bald geschieht — eine öffentliche Bücherei errichtet, so muß sich erst recht zeigen, wie vergeblich es war, Ebenezer zu verlassen, und nachher wird sich die Ansiedelung vielleicht ebenso wenig in ihrer ursprünglichen religiös-kommunistischen Gestalt erhalten können wie Zoar, das sich vor wenigen Jahren im modernen Sinne hat umgestalten müssen, um der Auflösung zu entgehen. (Vgl. weiter unten.)

Jede Familie hat eine eigene Wohnung inne und jedes Familienglied ein eigenes Zimmer. Jeder Familie ist ein kleiner Hausgarten zugeteilt; was sie in diesem anbaut, gehört ihr. Die Gärten sind ungemein wohlgepflegt und bringen viele Delikatessen hervor, die nach auswärts verkauft werden dürfen; der Erlös gehört dem Verkäufer.

Je eine größere Gruppe von Familien — 35 bis 50 — speist zusammen in einem der sogenannten

„Küchenhäuser", deren es im größten der Dörfer sechzehn gibt. Hier finden wir also die genossenschaftliche Haushaltung durchgeführt. Zu jedem Küchenhaus gehört ein Garten, aus dessen Erlös die Gruppe beliebige Tafelbedürfnisse zur Ergänzung der vom Gemeinwesen gelieferten Lebensmittel anschaffen darf.

Der Umstand, daß man vernünftig genug ist, private Gärten zu dulden, hilft die Klippen vermeiden, an denen manche Kommunistenkolonie gescheitert ist, welche ihren Mitgliedern weder eigene Gärten, noch eigenes Geflügel gestatten wollte, weil ihr eine absolute mathematische Gleichheit aller vorschwebte.

Ist jemand durch Krankheit oder sonstwie verhindert, das Küchenhaus aufzusuchen, wird ihm Speise und Trank in einem Korbe gebracht.

Die Behandlung der Weiber ist eine sehr gute, doch wird der Verkehr beider Geschlechter nicht sonderlich ermutigt, da man glaubt, daß er die Gedanken von den höheren religiösen Lebensinteressen abzieht. Die Ehe gilt für minder gut als die Ehelosigkeit, dennoch heiraten die meisten. Um ein allzu rasches Anwachsen der Bevölkerung zu verhindern, aber auch um übereilten Heiraten vorzubeugen, dürfen Männer nicht unter 24, Weiber nicht unter 20 Jahren ehelichen; auch muß jeder Ehebund mindestens ein Jahr vor dessen Schließung verkündigt werden.

Daß es in einer religiös-kommunistischen Ansiede-

lung wie Amana weder Verbrecher noch Arme gibt, ist selbstverständlich. Ebenso naturgemäß ist die gute Behandlung der Haus- und Zugtiere, sowie die Vogelfürsorge, durch die sich die Amaniten ebenso sehr auszeichnen, wie durch ihre Mildherzigkeit gegen die auswärtige Menschheit. Während des Bürgerkrieges opferte die Gesellschaft zu wohltätigen Zwecken rund 20 000 Dollars.

Ein schöner Zug ist auch ihre große Vorliebe für viele und herrliche Blumen. Dem Gesang wird eifrig gehuldigt, Musikinstrumente jedoch werden unter keinen Umständen geduldet — warum, weiß ich nicht.

In den Schulen der Niederlassung wird außer der deutschen auch die englische Sprache gelehrt, doch ist das Deutsche die Geschäfts-, Umgangs- und Kirchensprache.

Die sieben Dörfer erinnern in Anlage und Bauart lebhaft an die Dörfer Deutschlands, nur sind die Häuser solider und behaglicher, die Dörfer weit schöner als im „Reich“. Ely schreibt: „Die Höfe weisen einen typisch-deutschen Zug auf in der Weise, wie die Gemüse, Bäume und Beerenbüsche mit Blumen vermischt sind, hier und da ein Stückchen Rasen, alles prächtig gepflegt und kein Plätzchen unausgenützt.“

Die Amana-Gesellschaft, deren Vermögen trotz gelegentlicher Defizite stetig wenngleich langsam wächst, nennt sich „Gemeinde der wahren Eingebung“ darum, weil ihre Mitglieder an die „Kontinuität der Inspi-

ration" glauben. Doch glauben sie nicht, daß alle Eingebung „echt" ist. Seit dem Tode ihrer letzten „großen Führerin" Barbara Heinemann-Landmann im Jahre 1883 ist keine „wahre Eingebung" mehr vorgekommen, und der Zeitgeist wird wahrscheinlich verhindern, daß sie je wieder vorkomme.

Ihr Kommunismus ist, wie gesagt, mehr religiös als sozial, und sie sind den Ideen, welche dem modernen demokratischen Kommunismus zugrunde liegen, abhold. Sie haben Kirchenälteste, und aus deren Mitte werden die weltlichen Verwalter gewählt, denen die Mitglieder unbedingten Gehorsam schulden.

Der christliche Kommunismus der Amaniten beruht auf drei Worten: Autorität, Gehorsam, Brüderlichkeit.

Die Heiligen vom Jüngsten Tage.

Vor nahezu sechzig Jahren schlug ein Trupp von rund zweitausend zerlumpten, halbverhungerten Mormonen unter der Führung Brigham Youngs ihre Zelte im sonndurchglühten Sande der Großen Amerikanischen Wüste auf und begann die Gründung eines ausgedehnten

genossenschaftlichen Gemeinwesens, das bestimmt war, der 45. Bundesstaat der Union zu werden. Diese westlichen Ansiedlungspioniere, die ein modernes Gelobtes Land ins Leben rufen wollten, folgten dem Manne, den ihre Religion ihnen als Propheten und Gottesoffenbarer bezeichnete, blindlings ins Tal des Toten Meeres — in eine von der Zivilisation 1600 Kilometer entfernte Wildnis, die ausschließlich von wilden Indianern und wilden Tieren bewohnt war.

Am 24. Juli 1847 erspähte die aus 147 Personen bestehende Vorhut das Salzseetal und hißte die Flagge der Vereinigten Staaten auf der Anhöhe „Ensign Peak", von der aus, nach der seitherigen Erwartung der „Heiligen vom Jüngsten Tage", der Erzengel Gabriel dereinst seine Warnposaune ertönen lassen und den „Untergang der Zeit" verkünden wird.

Die eingeborenen Rothäute blickten staunend auf die seltsame Karawane und die Häuptlinge hielten Kriegsrat, um zu den Eindringlingen in ihre bislang von Bleichgesichtern verschont gebliebenen Jagdgründe Stellung zu nehmen. Die Ausrüstung der Fremdlinge überzeugte die Uten alsbald von deren Harmlosigkeit und so kam denn schnell ein „Vertrag" zu stande.

Nach dem Rauchen der Pfeife der brüderlichen Liebe gab ein fast hundertjähriger Häuptling den Weißen einen kräftigen Freundschaftsbeweis, indem er ihnen ein kostbares Geheimnis seiner Vorfahren enthüllte:

mittels eines krummen Stockes zeichnete er im Sande die Grundzüge der alten Kanalbaukunst und deutete an, daß durch diese die unfruchtbare Wüste in ein blühendes Land verwandelt werden könnte.

Sobald Young den Greis genügend verstanden hatte, ließ er durch seine Mormonen einen Bewässerungskanal anlegen, welcher das wertvolle Naß eines Bergstroms auf die Grundstücke brachte, die nachmals das Mekka des Mormonismus werden sollten.

Binnen kürzester Zeit entstand Vegetation genug für Menschen und Tiere in der Sandebene, die bis dahin nur Kaktusse und etwas wildwachsende Beeren geliefert hatte und von der nächsten menschlichen Kultur drei Monatsreisen per Ochsenwagen entfernt war.

Hier, wo die Anstrengungen Einzelner vergebens gewesen wären, feierte das Genossenschaftsprinzip praktische Triumphe, wurde die Abhängigkeit der Menschen von einander unwiderleglich dargetan. In Elend und Erschöpfung eingetroffen, konnten sich diese Bahnbrecher dank jenem Prinzip gar bald des Besitzes reichlicher Nahrung und hinlänglicher Kleidung erfreuen. Es entstand ein Genossenschaftsstaat unter der Oberhoheit der Mormonenkirche auf Grund der Gleichheit aller Mitglieder dieser Kirche. Die beim ersten Kanalbau angewandte Genossenschaftlichkeit, mittels deren alle einen Kanal für alle errichteten, erlangte nachmals in sämtlichen Einrichtungen des neuen Gemeinwesens Geltung.

Jedermann erhielt, je nach seiner Beschäftigung, 10 bis 20 Acres Land (404 bis 808 Ar) zu seinem Privatgebrauch und mußte sich mit heiligen Förmlichkeiten verpflichten, sein Grundstück nicht zu übertragen — nach dem Bibelwort: „Wer seinen Boden verkauft, verkauft seine Erbschaft in Zion, sagt der Herr.“ Wer an Nichtmormonen verkaufte, wurde aus der Kirche gestoßen und daher auch gesellschaftlich in Acht und Bann getan; erst die neuesten Staatsgesetze machten dieser Exkommunikation ein Ende.

Die Macht der Kirche zeigt sich auch in der Bestimmung, daß von allem Besitz und Einkommen der „Heiligen“ ein Zehntel dem Kirchenvermögen zufällt. Wie reich dadurch die Kirche als juristische Person und ihre zahlreichen Würdenträger werden müssen, läßt sich denken. Die großen Zehntenbureaus, „Schatzkammern des Herrn“ genannt, sind für das Heer von Geistlichen und Beamten zu wahren Bankhäusern und Güterniederlagen geworden.

Joel Shomaker schreibt über die Anfänge der Ansiedelung:

„Das Bauholz wuchs auf den Bergabhängen, wo die Raubtiere im Hinterhalt lagen, um ein Stück Menschenfleisch zu erhaschen, und wo verräterische Rothäute versteckt eine Gelegenheit abwarteten, ihrem Trophäengürtel einen neuen Skalp einzuverleiben. Daher sahen sich die Ansiedler genötigt, in Gruppen von 20

und mehr aufs Holzfällen und Sägen auszugehen .... Das war die beste Genossenschaftsschule; so lernten die Leute den Wert gegenseitigen Beistandes gründlich kennen ... Und niemand fragte nach dem Zahlmeister, denn jeder war zugleich Brotherr und Arbeitnehmer; der erwartete Lohn bestand in der Verschönerung der Niederlassung, der alle gemeinsam angehörten. Auch hatte das Geld schon darum keinen Wert, weil es hier, wo nichts gekauft werden konnte, keine Kaufkraft besaß. Alles mußte erzeugt werden. Je nach ihren früheren Beschäftigungen erzeugten die Ansiedler Kleidungsstücke, Maschinen, Geräte, Werkzeug, Bettzeug, Zugtiergeschirr, Möbel, Nahrungsmittel. Jedermann fand angemessene Beschäftigung ... Berg- und Wüstenflächen, die nicht urbar gemacht werden konnten, wurden als Weiden für die Herden benutzt, und auch hier waltete der genossenschaftliche Grundsatz ob: Einer für alle, alle für einen. Die von den gemeinsamen Schäfern gehüteten Schafe kleideten und nährten die Landwirte ebenso wie die Gewerbetreibenden ... Die bald erzielten Erfolge, die jeden einzelnen Kolonisten zum Mitbesitzer des auf tausend Hügeln weidenden Viehes machten, erregten den Wunsch nach möglichst weitgehender Ausdehnung des Genossenschaftsprinzips."

Dies geschah denn auch immer mehr und heute zählt Utah — anfangs 1896 als „Staat" in die Union aufgenommen — bald eine halbe Million Einwohner,

darunter mindestens vier Fünftel Mormonen. Etwa 60 000 Seelen zählt die Hauptstadt, das schöne Salt Lake City; die übrige Bevölkerung verteilt sich auf rund 300 genossenschaftlich organisierte Städte, Dörfer und Flecken, welche durchweg nach dem von den Pionieren bei Überwindung der Wüste des Salzseebeckens beobachteten Verfahren aufgebaut worden sind.

Aus den amtlichen Aufzeichnungen über die Ergebnisse der ersten fünfundfünfzig Jahre Genossenschaftlichkeit geht hervor, daß die Ansiedler ohne Kapital, mit bloßer Arbeit, 563 Millionen Dollars geschaffen haben. Hierher gehören zahlreiche Kanäle, Farmen, Tempel, Schulen, Fabriken, Landstraßen, Telegraphenlinien, Postwege, 2250 Kilometer prachtvoller Eisenbahnlinien usw. Die Überwindung der Indianer durch Errichtung von Schulen, Farmen, Missionen usw. hat bisher rund 15 Millionen Dollars gekostet. Die Verteidigung der früher geübten, jetzt aber gänzlich abgeschafften Vielweiberei und der Widerstand gegen die Bundestruppen verschlangen zehn Millionen Dollars.

Eine der bedeutendsten geschäftlichen Einrichtungen der Mormonen ist das „Genossenschaftlich-merkantile Zions-Institut“. Dieses Riesenunternehmen hat seinen ausgedehnten Hauptsitz in Salt Lake City und besitzt auf allen Schiffahrtsstationen Utahs Zweiggeschäfte. Die Anteilscheinbesitzer finden sich in sämtlichen Bevölkerungsschichten und Orten, so daß die ganze Einwohnerschaft

ein unmittelbares Interesse daran hat, mit dem Institut zu arbeiten, um erstens lohnende Beschäftigung und zweitens gute Dividende zu erhalten.

Eine Zuckerfabrik, die jährlich $4^1/_2$ Millionen Kilogramm erzeugt, gibt 3000 Personen Arbeit, von denen viele auch Anteilscheine besitzen.

Bemerkenswert war auch der — später gesetzlich abgeschaffte — genossenschaftlich organisierte „Ständige Auswanderungsfonds", der Missionare ins Ausland schickte und den Bekehrten die Mittel zur Reise nach dem neuen „Zion" vorstreckte. Der Vorschuß wurde nachmals mit guten Zinsen zurückgezahlt. Heutzutage müssen die Missionare — meist ganz junge Leute, die aber dennoch „Kirchenälteste" sind und daher „elders" genannt werden — ihre in der Regel auf zwei Jahre berechneten europäischen Bekehrungsreisen auf eigene Kosten oder auf Kosten ihrer Angehörigen machen. Es kommt, nebenbei bemerkt, nur selten vor, daß ein Proselyt das Gelobte Land wieder verläßt. Nicht viel häufiger geschieht es gegenwärtig, daß die im Auslande bekehrten Personen nach dem Mormonenstaate auswandern. Sie bleiben zumeist daheim und bilden Gemeinden. In Deutschland gibt es bereits eine ganze Anzahl Mormonengemeinden, in Ungarn eine, während sich in Österreich die Behörden streng ablehnend verhalten. Die Propaganda-Zentrale für Mitteleuropa befindet sich in Zürich.

Die Gebirge von Utah enthalten alle wertvollen und kostbaren Mineralien, die es gibt, und diese Schätze werden von mehr als 500 Genossenschaften ausgebeutet. Während eines vollen Vierteljahrhunderts nach der Besiedelung Utahs wurden die mineralischen Reichtümer geheim gehalten, damit die „Ungläubigen" fern bleiben und die „Heiligen" zur Bewässerung und Bebauung des Bodens gezwungen würden. Brigham Young wußte als kluger Führer, daß andernfalls seine industriellen Genossenschaftspläne scheitern mußten. Hätte er die Goldfelder usw. preisgegeben, seine Anhänger würden, gewinnsüchtig geworden, das Joch der Priesterherrschaft abgeschüttelt, Heim und Familie verlassen und als Schatzgräber in der Wüste den Hungertod gefunden haben. Erst seit 1870, nach erfolgter Stabilisierung der Mormonenkirche und des ganzen Gemeinwesens, wurden die Minen eröffnet — teilweise auch durch nicht-mormonische Gesellschaften — und ihr Betrieb hat seither bis 1904 Dividenden im Belaufe von rund 60 Millionen Dollars abgeworfen, sowie die Entstehung von Städten in fast unzugänglichen Bergpässen nach sich gezogen.

Im Bergbau, in der Industrie, in der Landwirtschaft — beinahe überall, wo die genossenschaftlichen Grundsätze ehrlich und bei guter Geschäftsführung angewendet worden sind, haben sich in Utah die günstigsten Erfolge eingestellt. Freilich gibt es dort ebenso wie

sonstwo unehrliche, untüchtige, habsüchtige Menschen, die sich in erster Reihe vom Eigennutz leiten lassen, und in den Fällen, da solche an die Spitze der Geschäfte treten, sind Mißerfolge fast unausbleiblich und schädigen das Genossenschaftswesen — wie anderwärts.

Interessant ist die Art, in der man der Vorliebe der Mormonen für den Tanz entgegengekommen ist, ohne die „Ungläubigen" auszuschließen. Die Kirche errichtete im Jahre 1893 mit Hilfe einiger reichen „Heiligen" am Salzsee eines der großartigsten Badeetablissements der Welt, den maurischen Prachtbau „Saltair Beach", mit einem Kostenaufwand von 250 000 Dollars. Dieser Bau ist auf 1500 Fichtenpfeilern 1600 Meter weit in den See hineingerückt, enthält 1000 elegante Badezimmer und einen zirka 3000 Quadratmeter großen Tanzpavillon und wird von 1250 elektrischen Lampen erleuchtet. An vielen Sommertagen bringen die Extrazüge bis 15 000 „Heilige" und „Sünder" hierher, die das Baden mit dem Tanzen verbinden.

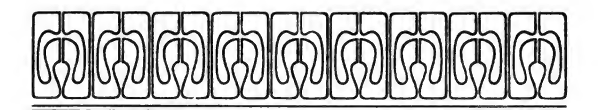
Bekanntlich wurde bei den Mormonen die Polygamie durch „weltliche" Gesetzgebung vor einiger Zeit gänzlich beseitigt, da das Bundesparlament fest darauf bestand, weil die Vielweiberei den Gesetzen der Vereinigten Staaten widerspricht. Die Geschlechter genießen übrigens durchaus die gleichen politischen und sonstigen

Rechte und Begünstigungen, doch können nur Männer Priester sein.

Schließlich sei hervorgehoben, daß den Mormonen der Genuß von geistigen Getränken und Tabak ebenso streng untersagt ist wie die Unzucht.



Streng kommunistische oder sozialistische.



Die Ikarier.

Trotz des auffallenden Anwachsens der Zahl neuer „Staatsromane" sind die älteren noch nicht vergessen, namentlich nicht Cabets „Voyage en Icarie". Zu diesem interessanten Werk ist 1890 eine Art Nachwort erschienen, das höchst anziehende Buch: „Ikaria, ein Beitrag zur Geschichte des Kommunismus", von Albert Shaw.*) Es ist sehr lehrreich, aus dieser Schrift die Geschicke einer kommunistischen Kolonie und zwar der bekanntesten aller bestehenden, näher kennen zu lernen, um zu wissen, wie es nicht gemacht werden soll.

Shaw ist ein amerikanischer Sozialpolitiker, der sich der größten Objektivität befleißigt und daher Licht und Schatten in löblichster Weise verteilt. Er ist somit ein verläßlicher Führer, um so mehr, als er nicht nur auf Grund eingehender historischer Studien schreibt, sondern

*) Ein älteres Buch (1884) über den gleichen Gegenstand betitelt sich „Etienne Cabet und der ikarische Kommunismus von Dr. H. Lux."

auch einige Zeit an Ort und Stelle verbracht hat. Er schreibt keiner Partei oder Richtung zuliebe, keiner zuleide, und man kann aus seinem Buche das Wesen des Kommunismus gründlicher kennen lernen als aus abstrakten Abhandlungen. Dazu kommt, daß gerade die Geschichte Ikarias weit inhaltreicher und von viel größerer prinzipieller Bedeutung ist als die der meisten anderen ähnlichen Ansiedlungen. Ikaria ist typisch, weil es rein und unverfälscht den Versuch darstellt, den Kommunismus der utopischen Philosophen zu verwirklichen.

I.

Etienne Cabet war ein Schüler des berühmten Pädagogen Jacotot und von dessen revolutionärem Patriotismus stark beeinflußt. Er studierte Jus und Medizin, wurde Advokat, Führer des französischen Zweiges des Karbonaribundes, und nahm tätigen Anteil an der Julirevolution. Sodann war er Regierungsvertreter auf Korsika und Mitglied der Deputiertenkammer; er trat so radikal auf, daß er auf fünf Jahre in die Verbannung gehen mußte, und zwar verlebte er diese Zeit in England unter ernsten Studien. Bislang nur Demokrat, wandte er sich bald dem Kommunismus zu. Er erkannte, daß politische Reformen allein außer stande seien, der Gesellschaft Sicherheit und Wohlstand

zu verbürgen, daß die Sklaverei des Altertums, die Leibeigenschaft des Mittelalters und das Proletariat der Neuzeit im Grunde genommen dieselbe Sache seien, daß die Gesellschaft immer in zwei Gruppen geschieden war, und zwar eine anmaßende, genießende Minderheit und eine leidende, geplagte, unwissende, machtlose Mehrheit. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß sein glühender Wunsch, Abhilfe zu schaffen, nur durch Besitzgleichheit (Kommunismus) zu erfüllen wäre.

Einerseits ein Mann der Tat, anderseits ein Ehrenmann, stand Cabet für seine Überzeugungen ein und schreckte nicht vor den Folgen zurück; dabei kam ihm zugute, daß sein sanguinisches Wesen und sein konstruktiver Verstand ihn zu einem Organisationstalent machten. Sein erster Schritt auf dem Pfade der Verwirklichung seiner Pläne war die Veröffentlichung seiner neuen Lehren in Form einer populären Erzählung: „Reise nach Ikaria" (Paris 1840), welche einen blühenden, idealen, sozialistischen Freistaat schildert, der in irgend einem entlegenen Erdenwinkel besteht und in dem die Menschen glücklich und zufrieden sind. Das ziemlich umfangreiche Werk erregte ungeheures Aufsehen und erlebte viele Auflagen, denn hier war dem Sehnen der Massen zum erstenmal klarer, allgemein verständlicher Ausdruck gegeben. Durch diesen Erfolg ermuntert, gründete Cabet schon 1841 die „ikarianische" Zeitschrift „Le Populaire", welche eine große Verbreitung

erreichte; bald folgte ein jährlicher ikarischer Almanach sowie eine Flut von Streit- und Flugschriften, eine radikale „Volkstümliche Geschichte der französischen Revolutionen" und ein sozialistisches Buch über „Das wahre Christentum nach Christus", in welchem er, wie dies auch Hertzka in seinem „Freiland" tut, mit vielem Scharfsinn den Beweis führt, daß die Aufgabe Christi die Herstellung der sozialen Gleichheit war. 1847 zählte die „ikarische Schule" bereits 400000 offene Bekenner, meistens natürlich Arbeiter und Handwerker. Die Behörden ließen es nicht an Plackereien und Verfolgungen fehlen, und dies bestärkte Cabet in der Absicht, die Verwirklichung seines Phantasielandes zu beschleunigen.

Er beging dabei den Fehler des Übereifers, der Überhastung und der Hyper-Rosigseherei. In seinem ersten Aufruf (Mai 1847) fordert er zur Auswanderung nach Ikaria auf und verspricht ein „Paradies", ein himmlisches Klima, einen überreichen Bodenertrag ohne Mühe usw., doch ohne Erwähnung der Lage des Zukunftsstaates. Der zweite Aufruf, der sich speziell an die Arbeiter wendete, enthielt den Satz: „Wir wollen Ikaria in Amerika gründen." In der Folge kam unser Held unablässig auf den Gegenstand zurück und machte die lebhafteste Propaganda. Über die Gegend war lange nichts entschieden, doch neigte sich die Wahl auf Robert Owens Anraten Texas zu, wohin die Unionsregierung damals den Auswandererstrom zu lenken

trachtete. Die nun folgenden Veröffentlichungen waren allzu ruhmredig und begeistert und enthielten Zusicherungen agrikultureller und geographischer Natur, die sich bald als unhaltbar erwiesen und ohne welche das Unternehmen gewiß besser gelungen wäre.

Schon am 3. Februar 1848 schiffte sich die aus 69 Mann bestehende Vorhut in Havre ein, opferfähige, tüchtige, dienstbereite, auserlesene Männer. Den Entwurf einer Verfassung von Ikaria hatte Cabet schon vier Monate vorher im „Populaire“ in Form eines „Gesellschaftsvertrages“ veröffentlicht. Bald sollte ein zweiter Vortrab von 1000 bis 1500 Personen folgen und schon einige Wochen nachher die allgemeine Auswanderung beginnen, deren Umfang der Gründer — der in jenem Entwurf auf zehn Jahre zum Oberhaupt ernannt wurde — auf mehr als 1 Million schätzte. War schon die übereilte Schilderung der Vorzüge einer den Schilderern unbekannten Gegend vom Übel, so trat das zweite Malheur hinzu, daß die während der Seereise der Pioniere ausgebrochene Pariser Februar-Revolution eine Spaltung der „ikarischen Schule“ zur Folge hatte. Die eine Gruppe forderte, daß die Pioniere zurückberufen, die Gründung der Niederlassung aufgegeben und alle Kräfte für das Gedeihen der neuen Republik eingesetzt werden, damit allmählich ganz Frankreich sich in ein Ikarien verwandle. Die andere Partei — an ihrer Spitze Cabet — erwartete jedoch keinerle

solches Ergebnis von einer aus Gegnern des Kommunismus bestehenden, wenngleich radikalen Regierung. Unter solchen Umständen umfaßte die Havre am 3. Juni verlassende zweite Vorhut statt der angekündigten 1000 bis 1500 Männer bloß . . . 19.

Mittlerweile hatten die ersten 69 Sendlinge in New-Orleans die Einführung der Republik erfahren; im ersten Augenblick wollten alle heimkehren, schließlich taten dies aber nur vier von ihnen. Die Ausharrenden gingen nun großen Enttäuschungen entgegen infolge der irrigen und übertriebenen Darstellungen des „Populaire“. Die Lage des in Aussicht genommenen Gebietes erwies sich als weit ungünstiger und dasselbe gilt von den Verkehrsverhältnissen, dem Klima 2c. Auch hatten die Leute zu wenig Geld mit sich, waren mit zu viel unnützem Gepäck beladen, verstanden nicht Englisch, erkrankten zum Teil usw. Statt Ikaria, wie erwartet, schnell zu erreichen, brauchten sie von New-Orleans bis dahin zwei Monate voll unsäglicher Mühsal. Nur die größte Seelenstärke konnte sie zur Ausdauer veranlassen. In der Sulphur-Prärie, ihrem Bestimmungsorte, endlich angekommen, harrten ihrer neue Unannehmlichkeiten. Vor allem stellte sich heraus, daß die Ankündigung des „Populaire“, es seien bereits 1 Million Acker Landes erworben, falsch war; der Vertrag ging nur dahin, daß jeder Ansiedler 320 Acker geschenkt erhalten solle, falls er bis zum 1. Juli ein Haus darauf baue und dasselbe

bewohne; wer später käme, könne den Grund nur für Geld (1 Dollar pro Acker) erhalten. Um von jener Vergünstigung Gebrauch machen zu können, hätten damals — Ende Mai — mindestens 6000 Ansiedler schon an Ort und Stelle sein müssen, nicht aber 65. So konnten trotz aller Anstrengungen nur 32 Blockhütten gebaut, also bloß etwas über 10000 Acker Freiland in Anspruch genommen werden, welche überdies nicht einmal gänzlich nebeneinander lagen. Zusammen lagen immer nur 320 Acker. Welcher Schlag dies für ein auf inniges Zusammenwirken angewiesenes Gemeinwesen sein mußte, läßt sich denken. Die Kopflosigkeit und der Mangel an Umsicht, die bei der Gründung von Ikaria sich geltend machten, rächten sich bitter. Kaum waren die Hütten bezogen, erwies sich das Klima als gefährlich, fünf Mann starben, die übrigen litten furchtbar am Wechselfieber, der einzige Arzt wurde unheilbar wahnsinnig, die Aussaatsaison mußte unbenützt verfließen, und es war zu spät, Warnungen heimzusenden. Schließlich wurden die Pioniere so mutlos, daß sie den Rückweg nach dem Staate Louisiana antraten, um die etwaigen Nachzügler vom Vordringen abzuhalten; da sie ihre Lebensmittel von einem Landagenten bezogen hatten, mußten sie ihm ihre Ochsen und Geräte überlassen. Mit Ernährungsschwierigkeiten kämpfend, langten sie, nachdem weitere fünf gestorben, in Gemeinschaft der 19 Neuankömmlinge in Shreveport an.

Als Cabet die Berichte über das Scheitern des texanischen Versuches erhielt, schrieb er dasselbe im „Populaire“ teils der Unklugheit der Kolonisten, teils den Folgen der Februarrevolution zu; „es scheint ihm,“ bemerkt Shaw, „gar nicht in den Sinn gekommen zu sein, daß die Oberflächlichkeit und Unreife seiner eigenen Pläne die Hauptursache des Unglücks war.“ Offenbar hatte seine organisatorische Begabung Grenzen. Jedenfalls verhinderte er den Beginn der „allgemeinen“ Auswanderung nicht.

Ende 1848 trafen rund 400 Ikarier in New-Orleans ein, im Januar 1849 Cabet selbst. In dieser Stadt verweilte damals die Gesamtheit der Cabetschen Truppe, insgesamt ca. 480 Personen. Jetzt zeigte sich, daß auch die finanzielle Grundlage der Gesellschaft eine völlig unzulängliche war: das ganze Vermögen der Truppe betrug bloß 86000 Francs, d. h. 35 Dollars per Kopf!! Wie lange konnte man damit auskommen?! Es kam zu Streitigkeiten, die Ansiedlung in Texas mußte aufgegeben werden, man brachte in New-Orleans einige Monate in Mutlosigkeit und Ungewißheit zu und schließlich schieden 200 Mitglieder unter Mitnahme von einem Drittel des vorhandenen Geldes aus, teils um an Ort und Stelle zu bleiben, teils um nach Frankreich zurückzukehren.

Unterdessen hatte Cabet nach verschiedenen Richtungen Kundschafter ausgesandt behufs Auffindung eines

geeigneten Ansiedlungsortes. Nach Anhörung der Berichte entschied die Gemeinde sich für Nauwoo, wo sie, nachdem sie auf der Mississippifahrt zwanzig Mitglieder durch die Cholera verloren, Mitte März eintrafen. Nauwoo lag im Staate Illinois, war vorher der Sitz der Mormonengemeinde gewesen, hatte es auf 15000 Einwohner gebracht und stand infolge der Übersiedlung der Mormonen nach dem Salzsee (Utah) verlassen da. Cabet konnte daher einige fertige Häuser kaufen und fruchtbare Ländereien pachten, und zwar für ein Spottgeld. Die Kolonisten hatten also Glück im Unglück und kamen mit ihren geringen Mitteln aus. „In den beiden ersten Jahren ließ sich noch kein geregelter Zustand erzielen; da hatten sie vor allem die Aufgabe, sich mit der neuen Umgebung bekannt zu machen und ihr Leben möglichst den ikarischen Grundsätzen anzupassen. Dabei waren diese Leute durchaus nicht frei von menschlichen Schwächen, sondern Durchschnittsfranzosen; doch bemühten sie sich redlich, ein selbstloseres Leben zu führen und die Lehren der Gleichheit und Nächstenliebe praktisch zu betätigen.“ Ohne Kapital und Erfahrung, ursprünglich städtische Handwerker, waren sie nun genötigt, in erster Linie Ackerbau zu treiben. Sie kannten überdies weder die Sprache noch die Gesetze ihrer neuen Heimat, und Cabet selbst war mehr ein theoretisierender Agitator als ein praktischer Geschäftsmann.

Dennoch schlug sich die kleine Kolonie infolge ihrer

großen Ausdauer durch. Sie kaufte eine Mühle und eine Brennerei, baute über 1000 Acker gepachteten Landes an, lieferte den Überschuß ihrer gewerblichen Tätigkeit und ihre Brennereiprodukte an die Nachbarmärkte ab, das Rauchen und Trinken war verpönt, in den Schulen wurden die ikarischen Grundsätze gelehrt, man hielt das Familienleben heilig, legte eine ansehnliche, stark benützte Büchersammlung und eine Druckerei an, huldigte dem Tanzvergnügen, spielte Theater, hielt Vorlesungen, sorgte durch Herausgabe englischer, deutscher und französischer Zeitungen, Flugschriften ꝛc. für die Verbreitung des ikarischen Kommunismus in Europa und Amerika. „Die Gemeinde," schreibt unser Gewährsmann, „war ein Muster von Fleiß, Klugheit, Ordnungsliebe und Brüderlichkeit und blühte langsam, aber stetig auf, freilich nicht ohne angestrengte Arbeit. So glücklich wie bei den Ikariern in Cabets „Reise" war ihr Zustand allerdings bei weitem nicht; aber im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, mußte man ihnen das Zeugnis geben, daß ihre Arbeit nicht ohne Erfolg war." Ende 1855 betrug das Gemeindevermögen bereits über 76000 Dollar (bei einer Mitgliederzahl, die auf 500 gestiegen war) oder, nach Abzug der Schulden, 64806½ Dollar; außerdem hatte man, in der Absicht, nach Iowa zu übersiedeln, in diesem Staate 3115 Acker Landes angekauft und angebaut. Wenn alles auch weiter glatt gegangen wäre,

so hätte aus Ikaria etwas Tüchtiges werden können. In Wirklichkeit aber traten bald die Schattenseiten des Kommunismus zutage, und die Verfassung, welche das Gemeinwesen sich gegeben hatte, beschwor ihr Mißgeschick herauf.

II.

Alle Mitglieder Ikarias hatten feierlich — die meisten wiederholt — ihre Zustimmung zum „Gesellschaftsvertrag" erklärt und die Anerkennung einer zehnjährigen Diktatur Cabets zugesagt. Ehe jedoch das erste Jahr der gemeinsamen Tätigkeit in Nauwoo um war, verzichtete Cabet freiwillig auf die Gewalt und legte den Entwurf einer endgültigen Verfassung mit folgenden Hauptbestimmungen vor: Leitung der Geschäfte durch einen „geschäftsführenden Ausschuß" von sechs Direktoren; Wahl des Präsidenten aus ihrer Mitte; Gesetzgebung durch die wöchentliche Generalversammlung aller Männer von 20 Jahren aufwärts; Verantwortlichkeit der Direktoren gegenüber der Versammlung; definitive Aufnahme neuer Mitglieder erst nach einer Probezeit von sechs Monaten; Rückgabe der Hälfte des mitgebrachten Vermögens im Falle des Austrittes eines Mitgliedes. Cabets Hauptzweck bei Gewährung dieser einstimmig angenommenen Verfassung war die Erlangung der Rechte einer juristischen Person für seine Gemeinde.

Dies hielt schwer, aber die Übereinstimmung vieler ikarischer Grundsätze mit denen der „Unabhängigkeitserklärung“ der Union bewogen den Staat Illinois, die Anerkennungsakte zu bewilligen.

Nun wählte die Versammlung Cabet jedes Jahr von neuem zum Vorsitzenden oder Leiter des Gemeinwesens. Allein bald traten bei wichtigen Vorkommnissen Meinungsverschiedenheiten zutage, was sehr begreiflich ist. Shaw sagt: „Da Cabet zuweilen unklug verfuhr, befanden sich jüngere und praktischere Männer oft im Widerspruch zu ihm. Er war ein hoher Sechziger, und je mehr seine Staatsklugheit abnahm, desto mehr mag Willkür und Halsstarrigkeit in der Ausübung seiner Macht hervorgetreten sein.“ Der Zwiespalt steigerte sich langsam aber stetig und kam zum lauten, offenen Ausbruch im Dezember 1855, als Cabet durchgreifende Verfassungsänderungen, die der staatlichen Anerkennungsakte zuwiderliefen, zu einer nicht verfassungsmäßigen Zeit vorschlug. Da er trotz allen Widerspruches bei seinem Antrage beharrte, wurde bei der nächsten Wahl (3. Februar 1856) nicht mehr er zum Präsidenten gewählt, sondern Gérard, der Oppositionsführer. Nun gab Cabet klein bei, worauf am nächsten Tage, nach freiwilligem Verzicht Gérards, die Wiederwahl des alten Leiters einstimmig erfolgte. Allein der Friede dauerte nicht lange, denn es entstanden immer neue Zwistigkeiten. Im „geschäftsführenden Ausschusse“ stand

die Mehrheit auf seiten des Vorsitzenden, während die Majorität der Generalversammlung diesem oppositionell begegnete. Cabet benutzte das ihm unterstehende Preßwesen zu seinen Parteizwecken. Bald traten viele Mitglieder aus der Gemeinde aus. Eine amtliche Untersuchungskommission tadelte die Art, wie Cabet die Druckerei leitete; eine zweite prüfte die Führung des ikarischen Bureaus in Paris, das sich in den Händen naher Verwandter Cabets befand. Es zeigte sich, daß dieser das Bureau benützt hatte, um unter den Tausenden französischer Anhänger der ikarischen Grundsätze insgeheim Flugblätter verbreiten zu lassen, in denen er die Majorität von Nauwoo weidlich beschimpfte. Die Kommission mißbilligte selbstverständlich dieses Vorgehen und die Generalversammlung hob das überdies höchst kostspielige Pariser Bureau gänzlich auf.

Jetzt schlug Cabet eine Trennung vor: ein Teil der Gemeinde sollte in Nauwoo verbleiben, der andere nach Jowa übersiedeln, allein die im Recht befindliche Mehrheit weigerte sich natürlich, der gesetzwidrigen, unruhigen Minderheit die Hälfte des Vermögens zu überlassen. Nun brach in Versammlungen, Flugblättern, Denkschriften, Zeitungen 2c. ein überaus erbitterter Parteikampf aus, bei den Ergänzungswahlen in die Direktion unterlag die Cabet'sche Partei gänzlich; es wäre hierauf zum Blutvergießen gekommen, hätten die amerikanischen Behörden nicht rechtzeitig interveniert

und die neuen Direktoren mit Staatsgewalt in ihre Stellungen eingesetzt. Sodann versuchte Cabet es mit einer Arbeitseinstellung seiner Partei, dieser Schritt zog jedoch deren Ausschluß von den Mahlzeiten nach sich (Mitte August). Demnächst mietete die Minderheit sich in einem anderen Teil von Nauvoo ein und arbeitete an der Auflösung der Gesellschaft. Cabet ließ sich zu diesem Zwecke in unglaubliche Ränke ein, doch wurden diese durch die Wachsamkeit des geschäftsführenden Ausschusses vereitelt. Jetzt versuchte Cabet, die Finanzen der Gemeinde — deren Urkunden und Bücher er beiseite geschafft hatte — dadurch zu verwirren, daß er deren Gläubigern ungünstige Berichte über die Lage sandte; dies jedoch, sowie ein beim Staatsgericht von Illinois gegen die Majorität angestrengter Prozeß erwies sich als erfolglos; auch ein Gesuch um Zurückziehung der Rechte einer juristischen Person, zu dem sich der verblendete Gründer von Ikaria hinreißen ließ, wurde zurückgewiesen.

Nun verlor die Majorität die Geduld und schloß Cabet aus der Gemeinde aus. Er ging mit seiner Partei — 180 Mann — am 1. November 1856 nach St. Louis, und hier starb er schon eine Woche später, 69 Jahre alt, plötzlich am Schlagfluß. Die Kränkung über seinen Ausschluß dürfte hierzu nicht wenig beigetragen haben, denn wenn dieselbe auch vollkommen berechtigt war, so hatte er selbst sich doch so sehr in

seinen Trotz verbissen, daß er gewiß im Rechte zu sein glaubte. „Sein Leben war so sehr mit dem der Gemeinde verwachsen, daß er sie als sein Eigentum betrachtete .... Für die Intrigen 2c., deren er sich im Streite bediente, trägt er kaum die volle Verantwortung. Er war außer stande, Ikaria von seiner Person zu trennen, und betrachtete sich nicht als einen Teil der Gemeinde, sondern diese als einen Teil seiner selbst."

Anfänglich wollte die nun führerlose Truppe fast verzweifeln ob Cabets Tod und eines ihrer Mitglieder nahm sich sogar das Leben. Aber sie ermannte sich bald und blieb vereinigt, um im Geiste der ikarischen Lehren weiterzuwirken. Man erwarb nach sehr langem Suchen, mittlerweile in St. Louis arbeitend, das Gut Cheltenham (in der Nähe dieser großen Stadt) und zog im Mai 1858 dahin. Die Nähe der Stadt bot Vorteile, aber der Preis der kleinen Besitzung war ein sehr hoher und die Gegend ungesund. Die Gemeinde zählte damals nur mehr 150 Personen und brachte es nie auf eine höhere Ziffer, da zwar ein unabläßiges Zuströmen neuer Mitglieder aus dem Mutterlande erfolgte, aber stets durch gleich starkes Ausscheiden anderer wett gemacht wurde. Diese Niederlassung war keine landwirtschaftliche, sondern in erster Linie eine gewerbliche; sie machte gute Geschäfte und ließ sich die Propaganda in Frankreich sehr angelegen sein, wo sie, von dem Glorienschein des Namens Cabet umgeben, allein als

die rechtmäßige ikarische Gemeinde betrachtet wurde, während die von Nauwoo unbeachtet blieb. Die Cheltenhamer erhielten sogar eine Anleihe von 50 000 Francs. Alles gelang ihnen nach Wunsch; ihr geistiges Leben entwickelte sich zu großer Regsamkeit, sie lebten behaglich und zahlten ihre Schulden stetig ab. Kurz, in wenigen Jahren hätten sie eine größere und bessere Ansiedelung beziehen können, aber, aber! Die leidigen Spaltungen erwiesen sich auch hier als verderblich. Schon ein Jahr nach dem Eintreffen in Cheltenham ergaben sich Zwistigkeiten sehr ernster Natur, und zwar so ziemlich dieselben wie in Nauwoo. Die Mehrheit verlangte, wie seinerzeit Cabet, die Wahl eines Diktators, und die demokratische Minderheit sträubte sich dagegen. Schließlich kam es zur Trennung. 42 Mitglieder verließen die Gemeinde. Da dieselben aber die tüchtigsten waren, ging es mit der Kolonie nunmehr abwärts und sie kämpfte fünf Jahre lang vergeblich ums Dasein. 1864 bestand sie nur noch aus 15 Personen. Da man weder zum Schuldenzahlen noch zum Geschäftsbetrieb Mittel hatte, mußte man sich im März auflösen.

III.

Mittlerweile hatte die in Nauwoo zurückgebliebene Gemeinde nicht wenig unter den Folgen der Trennung zu leiden gehabt. Die abziehende Minderheit nahm alle

Geschäftsbücher, den größeren Teil der Bibliothek und viel bewegliches Eigentum mit. Da der Grundbesitz auf Cabets Namen eingetragen war, gelang es erst nach langwierigen Prozessen, die gesetzliche Anerkennung des Gemeindeeigentums zu erreichen. Mißernten und Mangel an gewerblichem Absatz steigerten die Schulden. Aus Frankreich kamen weder Geldsendungen noch Einwanderer, da, wie schon bemerkt, die Cheltenhamer die Nauwooer gänzlich in Verruf brachten. Aber man verlor den Mut nicht. Neujahr 1857 zählte die Niederlassung 239 Mitglieder, darunter 18 in Jowa. Das Reinvermögen betrug nach Abzug der Schulden zirka 41 000 Dollars. Jowa hätte man gern verkauft, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen, aber erstens war der großen Entlegenheit wegen kein Käufer zu finden und dann wollten Cabets Erben die in ihren Händen befindlichen Urkunden nicht herausgeben. In die Enge getrieben, beschloß man, Nauwoo zu Gunsten der Gläubiger von Bevollmächtigten verwalten zu lassen und nach Jowa zu übersiedeln. So blieb denn nur eine kleine, für diese Verwaltungszwecke nötige Anzahl von Mitgliedern in Nauwoo zurück, und diesen gelang es, die Geschäfte glatt abzuwickeln, den Besitz in Nauwoo 1860 zu verkaufen und im September desselben Jahres die Anerkennung als juristische Person seitens des Staates Jowa zu erhalten.

Hier mußte eine 10prozentige Hypothek aufgenommen

werden, und durch die rückständig werdenden Zinsen schwoll die Schuld bedeutend an, während die Mitgliederzahl immer mehr abnahm. Die Besitzung lag inmitten einer wilden, noch gänzlich unbebauten Gegend; damals gab es weit und breit weder Städte noch Eisenbahnen und mindestens 60 Kilometer in der Runde keinen Ansiedler. Cabet hatte bei dieser Wahl absichtlich an die Abgeschlossenheit gedacht, damit die Gemeinde auf einige Jahre den Lockungen und Einflüssen der Außenwelt entzogen und auf sich selbst angewiesen bleibe. Diese Berechnung wäre aber nur dann richtig gewesen, wenn seine Erwartung, daß die Gemeinde sich zu einer großen und gutgegliederten entfalten werde, sich erfüllt hätte. So aber bot die Lage der Besitzung in Jowa keinerlei Vorteile — im Gegenteil: die etwaigen Überschüsse an landwirtschaftlichen Erzeugnissen konnten nicht auf den Markt gebracht werden 2c. Die Ikarier litten große Entbehrungen und „zeigten einen Mut, eine Hingebung an die Sache des Kommunismus, die für ihren Glauben an die Grundsätze desselben das glänzendste Zeugnis ablegt". Schließlich jedoch wendeten sich die Verhältnisse zum Besseren. Der Bürgerkrieg der Sternbannerunion, welcher der Niederlassung in Cheltenham den Untergang brachte, rettete die von Jowa, indem ihre Produkte infolge der allgemeinen Preissteigerung der Wolle, des Getreides 2c. sehr gesucht wurden; sie überließ zwei Drittel ihres Bodens den Gläubigern und

zahlte den Rest bald in Barem ab. Nach alledem verblieben ihr ca. 1100 Acker Landes und 35 Mitglieder (einschl. der Kinder).

Während der nächsten 12—14 Jahre ruhte das geistige Leben; die Kolonie richtete in harter Arbeit ihr Augenmerk auf die Zukunft und scheute keine Entbehrungen, um — was ihr auch glückte — ihren Grundbesitz wieder zu erlangen. „Durch Klugheit, Fleiß und Rechtschaffenheit machte sie sich in der ganzen Umgebung beliebt; auch kam es vor, daß einzelne frühere Ikarier sich ihr wieder anschlossen." Jetzt wurde in der Nähe auch eine Eisenbahn eröffnet. 1870 besaßen die Apostel Cabets 900 Acker Landes, eine Dampfmühle, viel Vieh ꝛc. und zählten 70 Mitglieder. Das war eine Besserung, aber ein recht geringes Ergebnis gegenüber ihren stolzen Erwartungen. „Hatten sie doch geglaubt, nach Verlauf dieser Zeit alle zivilisierten Nationen bekehrt zu sehen und durch Verwirklichung ihrer Ideen den Weltkreis umzuwandeln. Statt dessen ahnte die Welt kaum etwas von ihrem Dasein!" So schreibt Shaw, und kurz darauf bemerkt er: „In den ärmlichen, engen Hütten, die kaum halb so groß waren, wie das gewöhnliche Blockhaus des Hinterwäldlers mit seinem einzigen Zimmer, konnte von Schönheit und Schmuck des Lebens nicht die Rede sein. Aber trotz aller ungünstigen Umstände machte die Kolonie auf die Besucher einen vorteilhaften Eindruck." Ein anderer

Reisender von großer Erfahrung kann die „Bildung, Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit" der Ikarier nicht genug rühmen und sagt: „Kein Zweifel, der Versuch ist gelungen!" Gewiß; aber unter welchen Schwierigkeiten, in welch kleinem Umfange, mit wie wenig Beeinflussung der Welt und der sozialen Frage und mit welcher Ungewißheit der Zukunft!

1871 konnte der Bau besserer Wohnhäuser begonnen werden; auch Baumalleen und Blumenbeete wurden angelegt. 1876 betrug das Vermögen 60 000 Dollars. Damals veröffentlichte der Journalist Hinds einen ungemein günstigen Bericht über die Tugenden und das Leben der 75 Ansiedler. Am Schlusse desselben schrieb er, an ein bei einem Gemeindefeste gesungenes, mit „Laßt, Brüder, Haß und Hader schwinden!" beginnendes Lied anknüpfend: „Welches soll die Fahne sein, unter der sich alle Völker vereinigen, so daß Haß und Hader schwinden? Das Banner des Kommunismus! rufen die Ikarier begeistert. Wollte man aber fragen, ob denn auch in Ikaria selbst Haß und Hader wirklich verschwunden sind, würde da wohl die Antwort ebenso freudig und bejahend lauten?" Wie berechtigt diese Frage und wie sehr sie mit „Nein" zu beantworten war, zeigte die nächste Zukunft schon.

IV.

Zum erstenmale seit 1848 — dem Geburtsjahre Ikarias — überzog wieder eine starke sozialistische Sturmflut die abendländische Welt. Die ikarische Jugend fühlte sich gehoben und war von ihrer idealen Mission aufs neue tief durchdrungen. Die Gemeinde erfreute sich, nachdem sie ihre praktische Lebenserfahrung so sauer erworben, großer Tüchtigkeit und eines behaglichen Wohlstandes, und sie sah einer glänzenden Zukunft entgegen. Aber leider blieben die Klippen, d. h. die Zwistigkeiten, abermals nicht aus. Der verderbliche Zwiespalt sollte dem durchaus auf Eintracht angewiesenen Unternehmen immer wieder gefährlich werden: zum fünften Male. Auch jetzt haben wir es mit Zänkereien und Parteiungen zwischen Alt und Jung, zwischen Mehrheit und Minderheit zu tun, nur daß diesmal beide Teile im Recht und beide auch im Unrecht waren. Die „Alten“ hielten sich streng an die Lehren und Gesetze des „alten“ Ikarianismus und zeigten weder Nachsicht noch Versöhnlichkeit gegenüber der neuen Generation, der die „konstitutionelle“ Majorität eine Rückschrittspartei dünkte und welche auf Neuerungen und Fortschritte drang. Die „Revolutionären“ verlangten das Frauenstimmrecht, Verbesserungen in der Geschäftsleitung und der Landwirtschaft, Ausdehnung der gewerblichen Tätigkeit und Aufnahme einer größeren Anzahl neuer

Mitglieder. Auch sympathisierten sie mit den verschiedenen — auch den gewalttätigeren — Richtungen des neuen europäisch-amerikanischen Sozialismus. Die Alten, erfahren und vorsichtig, steiften sich darauf, daß diese Sympathien nicht ganz mit dem Grundwesen des Cabet'schen Systems übereinstimmten und daß manche jener Forderungen den langjährigen Erfahrungen Ikarias zuwiderlief, namentlich was die umfangreiche Mitgliederaufnahme betraf, bei deren Forderung die „Jungen" in erster Linie an die Anhänger der Pariser Kommune dachten. Anfänglich — 1871 bis 1874 — störten diese Differenzen den Frieden der Gemeinde nicht erheblich, allmählich aber wurden allerlei persönliche Angriffe zu Hilfe genommen und alte, seit Nauwoo schlummernde Streitigkeiten hervorgesucht, bis schließlich offene Feindseligkeiten ausbrachen.

Die Kluft wurde immer weiter und im Frühling 1876 ließ sich bereits eine Scheidung vorhersehen. In der Generalversammlung vom 17. April verlas die Minorität einen Protest gegen das Verhalten der Gegenpartei und schlug eine Trennung vor, doch ging man hierauf nicht ein. Um diese Zeit traten vier neue Mitglieder ein — darunter die zwei Pariser Kommunisten Sauva und Péron — und diesen gelang es, die beiden feindlichen Lager vorläufig mit einander zu versöhnen. Eine goldene Mittelstraße, die scheinbar beide befriedigte, wurde gefunden und der über den Parteien stehende

Sauva auf ein Jahr zum Präsidenten gewählt (Februar 1877). Allein bald kam es wegen der Aufnahme neuer Mitglieder wieder zu Zänkereien. Dazu war überdies ein neuer Streitpunkt getreten: eine ziemlich untergeordnete und daher hier zu übergehende Frage, bei der es sich um die Gartenfleckchen und Weinstöcke handelte, die einige „Bürger" in harmloser Verletzung des strengen Kommunismus bei ihren Häuschen unterhielten. Das Zerwürfnis wurde so arg, daß die „Jungen" Ende September wieder auf Teilung drangen und einen entsprechenden Plan vorlegten, den aber die konservative Mehrheit verwarf. Jetzt rebellierten die „Revolutionäre" und verklagten die Gegenpartei bei dem zuständigen amerikanischen Gericht, nachdem auch die Versuche, eine Einigung wegen eines Schiedsgerichtes zu erzielen, gescheitert waren und die „Jungen" das Anerbieten der „Alten", ihnen im Falle eines friedlichen Abzugs einige Tausende von Dollars mitzugeben, abgelehnt hatten. Die Folge war, daß das Gericht der Gemeinde die Rechte einer juristischen Person entzog (August 1878) und eine Kommission zur Abwickelung der Geschäfte, beziehungsweise zur gleichmäßigen Verteilung des Genossenschaftsvermögens entsendete.

Diese Verteilung, bei welcher auf jede der Parteien ungefähr die Hälfte des Vermögens entfiel, erfolgte im Februar 1879 und nun einigte man sich dahin, daß die „Alten" auf der ursprünglichen Ansiedelung bleiben, die

Gegner aber eine englische Meile entfernt eine neue Niederlassung bilden sollten. Die „Jungen" nannten sich „Ikarische Gemeinde" — dies der alte Titel —; die Konservativen nahmen die Bezeichnung „Neu-Ikarier" an. Diese änderten ihren Plan, indem sie gegen eine geringe Entschädigung den anderen das ursprüngliche Gebiet überließen und selber das neue bezogen, das für jene bestimmt war. 30 Mitglieder stark, fing „Neu-Ikaria" im Sommer 1879 von vorne an. Unser Gewährsmann, der im Jahre 1883 zweimal längere Besuche dort machte, rühmt die einfache, der Gesundheit und Langlebigkeit zuträgliche Nahrung und Kleidung der Neu-Ikarier, die bei aller Dürftigkeit der Ausstattung große Sauberkeit ihrer Wohnungen, die Freundlichkeit ihrer Anlagen, das blühende Aussehen ihrer inder, die guten Sitten der Frauen. „Die Regierung ist eine rein demokratische. An der Spitze stehen der Präsident, der Sekretär, der Schatzmeister und drei Direktoren, welche alljährlich am Gedenktage (3. Februar) der ersten Pioniere gewählt werden . . . Der Generalversammlung, welche häufig Sitzungen hält, steht das Recht zu, sämtliche Handlungen der Regierung zu prüfen." Die Frauen stimmen bei Fragen mit, die sie besonders angehen oder von allgemeiner Wichtigkeit sind. Der Hauptbeschäftigungszweig der Gemeinde ist der Ackerbau; ihr Besitz umfaßt 1100 Acker Landes. Am meisten betont Shaw den „hohen Stand ihrer Moral, die durch ihre uneigen-

nützige Lebensweise sehr gefördert wird ... Die meisten sind Materialisten und Positivisten und erheben ihre kommunistischen Lehren zu einer Menschheitsreligion. Cabets Ansichten gelten heute noch unter ihnen. In finanzieller Hinsicht geht es den Neu-Ikariern nicht sehr glänzend, doch hat ihre einfache Lebensweise sie bei großem Fleiß in die Lage gebracht, ihre Schulden zum Teil abzuzahlen, die letzteren betrugen zu Neujahr 1883 bloß 4000 Dollars und ihnen steht die Besitzung im Werte von mindestens 25 000 Dollars gegenüber; dabei nimmt die Ertragsfähigkeit stetig zu." Übrigens „ist der Erwerb von viel Geld und Gut nicht ihr Lebenszweck; Unabhängigkeit und mäßiger Wohlstand gilt ihnen mehr. Die Arbeit suchen sie sich so erfreulich und angenehm wie möglich zu machen." Der Außenwelt geben die Neu-Ikarier durch ihre Monatsschrift „Revue Icarienne" regelmäßig Kunde. Durch weise Verfassungsänderungen haben sie Spaltungen der alten Art, resp. Auflösungen, auf lange hinaus vorgebeugt; dafür aber sind sie infolge ihrer Eifersüchtelei auf jede hervorragende Persönlichkeit von geistigem und materiellem Stillstand in absehbarer Zeit bedroht. Wenn sie sich nicht entschließen, ihre Leitung in die Hände eines tüchtigen Verwaltungsrates zu legen, so ist kaum an einen Aufschwung zu denken.

V.

Was nun die „Jungen“ betrifft, so waren auch sie darauf bedacht, sich durch angemessene Bestimmungen möglichst vor Wiederholung der Gefahren der Vergangenheit zu schützen. Dadurch, daß die 27 erwachsenen Gemeindemitglieder in einer amtlichen „Schenkungsurkunde“ ihr bei der Verteilung erlangtes Vermögen an die Gemeinde abtraten und ein- für allemal auf jeden Anspruch darauf, als einer Art unantastbarer Stiftung, verzichteten, gewann sich die Kolonie allgemein die größten Sympathien ob der Uneigennützigkeit ihrer Gründer. In der Verfassung wurde den Frauen das Wahlrecht zuerkannt, das Amt des Präsidenten abgeschafft und die freiwillige Ehelosigkeit verworfen. Die Regierungsform ist äußerst demokratisch; die einzigen Beamten sind vier Vertrauensmänner, die sich in die Leitung der Geschäfte teilen und die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen haben. Die letztere ist die eigentliche Regierung und wählt in jeder einzelnen Sitzung den Vorsitzenden derselben Sitzung. Besonderes Gewicht legt die Verfassung auf die kommunistische Propaganda. Zu diesem Behufe ist ein eigener Fonds bestimmt; man gibt mit Hilfe desselben Broschüren und die Zeitung „La jeune Icarie“ heraus. Die Begeisterung der „Jungen“ wirkte so ansteckend, daß die Mitgliederzahl Ende 1880 bereits über 70 Namen aufwies.

Die Geschäfte ließen sich günstig an, weil man außer der Bodenbearbeitung auch mehrere Industriezweige in Angriff nahm. Da aber die Gemeinde vorderhand bloß 800 Morgen Landes besaß, konnte kaum der zehnte Teil der Aufnahmegesuche bewilligt werden.

Jung-Ikarien versprach einen großen Aufschwung zu nehmen. Allein trotz aller Erfahrungen, allen Geistes und aller Bildung der meisten Mitglieder, sowie aller verfassungsmäßigen Vorsichtsmaßregeln stellten sich, kaum daß man sich einzuleben begann, von neuem Mißhelligkeiten ein, und zwar diesmal in erster Linie über Verwaltungsfragen. Freilich kam es nicht zu erbitterten Parteiungen oder feindlichen Kämpfen, aber es mangelte an „Solidarität", um so eher, als es ja infolge der Verfassung an einem Führer fehlte, der genügendes Übergewicht gehabt hätte, das Ganze zusammenzuhalten. So traten denn fast alle neueren Mitglieder wieder aus, und ehe zwei Jahre vergingen, zählte die Ansiedelung nur noch, wie ursprünglich, etwa 30 Angehörige. Die Folge war, daß die gewerblichen Unternehmungen, als bei so geringer Arbeiterzahl nicht mehr lohnend, aufgegeben werden mußten, desgleichen der Getreidebau im Großen. Man beschränkte sich hauptsächlich auf Viehzucht, kam jedoch bald zu der Einsicht, daß hierbei in einem nördlichen Unionsstaate „die wahre Wohlfahr einer kommunistischen Gemeinde . . . . nicht gedeihen könne", denn „wenn ein solches Leben — ohne Muße

zu geistigem Fortschritte — nichts weiter zu bieten hat, als das tägliche Brot, so verfehlt es seinen Hauptzweck", d. h. die Verwirklichung der ikarischen Lehren. Man dachte daher an eine Auswanderung und ließ sich über Florida, Kentucky, Texas und einige andere südliche Gegenden berichten. Von da und dort kamen günstige Schilderungen, die glänzendsten aber aus Kalifornien. Dorthin war ein beträchtlicher Teil der ausgetretenen Mitglieder gegangen und diese forderten ihre früheren Gefährten in Iowa auf, ebenfalls hinzukommen; sie hatten den Bluxome-Rancho in der Nähe von San Franzisko angekauft und betrieben Obstbau.

In Iowa ging man auf den Antrag ein, allein erst um Neujahr 1884 gelangten die Unterhandlungen zum Abschlusse, worauf die Übersiedlung erfolgte. Der Bluxome-Rancho war im September 1881 bezogen worden, hatte 15 000 Dollars gekostet und umfaßte 850 Morgen Landes; schon nach zwei Jahren stieg der Wert auf 30 000 Dollars, weil die Besitzung ungemein ertragreich ist und überdies sehr schön liegt. Erst nach der Vereinigung mit den Ankömmlingen aus Iowa gab sich die Niederlassung eine Verfassung. Die Gemeinde erhielt den Namen „Ikariasperanza" und ihr Dasein beruht auf einem „Bundesvertrag", der als Frucht reicher Erfahrung und Sachkenntnis bezeichnet werden kann. Die Generalversammlung besteht aus sämtlichen Erwachsenen (über 21 Jahre hinaus) beider Geschlechter.

Die Verwaltung liegt in den Händen von fünf alljährlich zu wählenden Ausschüssen: für Arbeitsverteilung, laufende Ausgaben, Erziehung, Handel und Rechnungslegung. Diese fünf Ausschüsse zusammen bilden den Verwaltungsrat, dem bei wichtigen Vorkommnissen die letzte Entscheidung zusteht und auf den die Vermögenstitel übertragen werden. Ordentliche Generalversammlungen finden nur zweimal jährlich statt, außerordentliche nach Bedarf. So soll einem „Übermaß an Politik" vorgebeugt werden. Durch praktische Bestimmungen über die Abstimmungsmehrheit ist eine Majoritätsgewalt unmöglich gemacht und dem Parteigetriebe weniger Spielraum gelassen als früher. Besonders einschneidend ist die Neuerung, daß in beschränktem Maße Privateigentum zugelassen werden soll, namentlich in Kleidung, Mobiliar und Hausrat, ferner in persönlichen Geschenken von auswärts bis zur Grenze eines Wertes von 50 Dollars. Sehr praktisch ist alles geregelt, was sich auf den Austritt von Mitgliedern und die Verteilung des Vermögens in diesem Falle und in dem einer Auflösung bezieht. Auch sonst enthält der „Bundesvertrag" treffliche Bestimmungen. Shaw berichtet darüber ausführlich, uns jedoch würde ein näheres Eingehen darauf allzuweit führen. Die materiellen Aussichten von Ikariasperanza bezeichnet er als höchst günstige. Das Kapital der Gemeinde betrug 1885 60000 Dollars, die Zahl der Mitglieder 52. Da in Kalifornien außer der Viehzucht

auch der Weinbau und die Erzeugung feinen Obstes ungemein lohnend ist, sind die Verhältnisse vorläufig glänzende. Shaws Ansicht nach muß die Entwickelung dieser Kolonie entweder eine sehr hohe werden „oder in einer schmählichen Niederlage enden". Er meint, dies hänge lediglich ab von dem Grade „der Hingebung und Eintracht der Mitglieder und ihrer Betätigung all derjenigen Eigenschaften, die zu einem genossenschaftlichen Gemeindeleben befähigen". An einer anderen Stelle sagt er: „Hier endlich hat die ikarische Gemeinde die Umgebung gefunden, deren sie zu einer gedeihlichen Entfaltung bedarf." Er entwirft ein prächtiges Bild der wohlbekannten Fruchtbarkeit und Schönheit Kaliforniens und der möglichen herrlichen Zukunft von Ikariasperanza; aber er kann sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Mitten in diesem anziehenden Bilde müssen wir unwillkürlich daran denken, daß sich in jedem Paradiese eine Schlange verbirgt, und wenn wir die Zukunft nach der Vergangenheit beurteilen, so können wir uns leider nicht unbedingt darauf verlassen, daß unsere französischen Freunde in ihrem Eden einander stets lieben und mit verständiger Besonnenheit zu Werke gehen werden."

Da steckt der Knoten! Man hat nur zu viel Ursache, „die Zukunft nach der Vergangenheit zu beurteilen", und wenn auch die Spaltungen diesmal voraussichtlich länger ausbleiben werden als früher — gänzlich wird das nicht der Fall sein. Denn der Fehler liegt nicht

etwa in einer besonderen Unverträglichkeit der Ikarier, sondern in den ikarischen Einrichtungen selber. Der Kommunismus widerstrebt der menschlichen Natur. Er statuiert eine Tyrannei, welche sich besser veranlagte Naturen auf die Dauer nicht gefallen lassen können. Ja, daß das ikarische Experiment überhaupt so lange fortgesetzt werden konnte, erklärt sich nur dadurch, daß die Kolonien der Ikarier zu klein waren und unter zu ärmlichen Verhältnissen vegetierten, als daß sich die Schattenseiten des Kommunismus vollständig hätten zeigen können.

Di: Anarchisten von Whiteway.

Im Jahre 1896 traten zehn Schwärmer zusammen und gründeten in der Nähe des englischen Städtchens Stroud eine „edelanarchistische" Kommunistenansiedlung. Der Grund und Boden war von einem von ihnen geschenkt worden. Allmählich entstanden sieben Holzhäuschen, eine Hütte und eine Steinwohnung. Die Zahl der Ansiedler nahm einigermaßen zu und alles ließ sich ganz gut an. Aber nach etwa zwei Jahren tauchten Zwistigkeiten auf, indem der Spender des Grundstückes, des Kommunistenlebens ebenso satt wie einige

andere der „Brüder", sein Eigentum zurückverlangte. Die treugebliebenen sorgten dafür, daß der Mann eine angemessene Entschädigungssumme erhielt, worauf er mit den Abtrünnigen von dannen zog. Damit nie wieder jemand Anspruch auf den Boden der Kolonie erheben könne, wurde die Besitzurkunde — verbrannt. Diese Leute erkennen als Kommunisten ja selbstverständlich ohnehin kein persönliches Eigentum an. Wodurch sie sich jedoch von anderen Kommunisten am meisten unterscheiden, das ist der Umstand, daß sie den Gebrauch des Geldes vollständig verwerfen.

Die „Whiteway anarchists" heißen jeden beliebigen Ankömmling dauernd oder vorübergehend willkommen. Sie zeichnen sich durch die Pflege hoher Duldsamkeit und Meinungsfreiheit aus. Ihre Mißachtung von Gesetz und Autorität und ihre Neigung zur absoluten Gewaltlosigkeit geht soweit, daß sie es für unzulässig halten, daß Eltern ihren Kindern Befehle erteilen oder sie wegen Ungehorsams bestrafen. Sie mißbilligen das Töten so sehr, daß sie nicht einmal einen Käfer umbringen, und irgend etwas zu verbieten oder zu befehlen liegt ihnen so fern, daß sie, obgleich strenge Antialkoholiker, den Genuß geistiger Getränke nicht ausdrücklich untersagen. Sie lehnen nicht nur jedes Staatsgesetz, sondern auch jede private Vorschrift ab und haben daher, wie das bei Anarchisten selbstverständlich, auch keine Organisation. Sie bauen auf

ihren eigenen guten Willen und so ist sich jeder einzelne selber Gesetz und Vorschrift. Überhaupt macht ihnen nichts künftiges Sorge; es gehört zu ihren ersten Grundsätzen, nur in der Gegenwart und für die Gegenwart zu leben, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern.

Bei allem Kommunismus hatte natürlich stets jeder einzelne eigene Kleider usw.; „sobald aber jemand fühlte, daß ein Rock oder Hemd, ein Ring oder eine Uhr eine Schranke zwischen ihm und einem Bruder bilde, verzichtete er auf das Tragen, denn diese Menschen schätzen die möglichste Annäherung aneinander höher als Kleidungsstücke oder Tand". Dem Luxus abhold, trug und trägt man überhaupt nur notwendiges. Die meisten Männer beschränken sich im Sommer auf am Halse offene Hemden, auf Kniehosen und Sandalen; die Arme und Beine bleiben unbekleidet. Auch die Weiber tragen durchaus nichts Überflüssiges, verletzen jedoch die üblichen Anstandsbegriffe durch ihre Kleidung nicht. Übrigens lieben die Weiber das Kochen nicht allzusehr; oft ziehen sie der dumpfen Küche die Arbeit im Freien vor und überlassen die Besorgung der Hauswirtschaft den Männern. Die in der gemeinsamen Küche bereiteten, höchst einfachen gemeinsamen Mahlzeiten werden zweimal täglich eingenommen: um 10 und 5 Uhr. Es gibt selten etwas anderes als Kartoffeln und Gemüse, und zwar auf der Ansiedlung gezogene. Nur dann, wenn Besucher oder Freunde etwas bringen oder senden, kommt Tee, Hafer-

grütze, Milch, Zucker oder Butter ꝛc. auf den Tisch. „Da sie sich ja selbst erhalten wollen, ist es ihnen auch ziemlich gleichgültig, ob diese Dinge vorhanden sind oder nicht.“ Brot backen sie, wenn sie gerade Mehl haben. Im übrigen sind sie fast durchweg grundsätzlich Vegetarier, was sich bei ihren Anschauungen vom Töten eigentlich von selbst versteht.

Die Geldfeindschaft der Leute bringt sie naturgemäß in manche Verlegenheit. In den ersten Jahren war dies namentlich hinsichtlich der Steuern der Fall. Da sie weder Geld noch Staat anerkennen, verweigerten sie jede Steuerzahlung. Insbesondere die Kirchenzehnten waren ihnen verhaßt, denn in England müssen die Besitzer jedes Grundstückes, mögen sie nun welcher Religion immer oder gar keiner angehören, zur Erhaltung der anglikanischen Staatskirche „zehnten“. Wer dies ablehnt, wird von einer Gerichtsdiener-„Einquartierung“ oder einer Pfändung heimgesucht oder — eingesperrt. Im ersten und zweiten Jahr der Niederlassung wurden zwei der Ansiedler zu einer bezw. zwei Wochen verurteilt. Ein andermal wären zwei gepfändete Klaviere verkauft worden, wenn nicht gute Freunde die Steuerrückstände bezahlt hätten.

Der Böhme Franz Sedlak, eine der Hauptstützen von Whiteway, wurde befragt, warum er keine Steuern zahle. „Weil ich kein Geld habe und niemand mir welches gibt; verdienen aber kann ich keins, weil mein

Gewissen mir verbietet, mich zu verkaufen." — „Verkaufen Sie Ihre Ernte!" — „Niemals! Ich bin aber bereit, alles, was ich erzeuge, den Bedürftigen zu schenken. Ich kann Rüben und Kartoffeln oder Erbsen und Weizen hergeben, aber kein Geld." — „Und das Gericht?" — „Wenn es will, soll es mich einsperren lassen, das schreckt mich nicht, oder alles hier Vorfindliche mit Beschlag belegen ... Wenn ich Arbeitsgelegenheit habe, arbeite ich gern; kann ich es nicht, so bin ich zum Betteln um Brot bereit und hilft mir niemand, so muß ich eben verhungern. Aber wozu ans Sterben denken? Solange ich recht handle, fühle ich mich unter einem mächtigen Schutz." Diese Äußerungen sind ungemein bezeichnend für die Anschauungen dieser merkwürdigen Leute.

Als sich im dritten Jahre die Unmöglichkeit erwies, die anarchistischen Grundsätze in der Praxis streng durchzuführen, ging man zu einem hauptsächlich auf Zusammenhalten und gegenseitigen Beistand beruhenden Halbkommunismus über. Seither bebaut jeder Ansiedler ein eignes kleines Stück Bodens. Von den 850 Ar, die der Kolonie gehören, sind aber in dieser Weise kaum 50 in Anspruch genommen. Entgegen der Ansicht mancher Sozialutopisten, daß die Menschen, wenn der Boden frei wäre, sich mit Gier auf ihn stürzen würden, fand sich unter der sehr armen Bevölkerung dieser Gegend lange niemand, der zur Be-

wirtschaftung des vollständig freien und jedermann ohne weiteres zugänglichen Bodens Lust gehabt hätte, obgleich jeder Arbeitslustige sich mittels seines Spatens (andere als Spatenkultur wird dort nicht geübt) leidlich hätte erhalten können. Um nun das für die Staatssteuern nötige Geld zu erlangen, hat man einen Teil der Koloniefelder an zwei Bauernfamilien verpachtet, und zur Ablösung der Kirchenzehnten schießen die Ansiedler allmählich die vorgeschriebenen £ 25 zusammen.

Die meisten Neulinge verlassen Whiteway früher oder später wieder. Nur ein ganz kleiner Kern ist seit dem Anfang treu geblieben. Im April 1905 zählte die Niederlassung sieben Haushaltungen mit 17 Erwachsenen und 10 Kindern. Im Sommer kommen viele Menschen auf einige Stunden dahin, um sich das Leben dieser weltfremden Leute anzusehen, die das biblische Gebot „Widerstehe dem Bösen nicht" so streng befolgen. So wenig wie irgendwelche Vorschriften für Verwaltung oder Lebensweise kennt das Gemeinwesen ein bestimmtes Prinzipienprogramm. Hier leben Anarchisten, Sozialisten, Agnostiker, Theosophen, Idealisten und Materialisten einträchtig beisammen. Dies ist in so engem Kreise wohl nur dadurch möglich, daß sie einander als völlig gleich betrachten, d. h. als Menschen und nichts anderes.

Einzelne sind Bienenzüchter. Sedlak arbeitet oft als Tagelöhner bei Bauern der Umgebung gegen einen

Tagelohn von 1 Sh. Mehrere treiben eignen Gartenbau. Einer verfertigt Schuhe, ein anderer Sandalen auf Bestellung. Früher oblagen die Ansiedler vom April 1905 den folgenden Berufen: Schreiber, Krämer, Maschinist, Chemielaboratoriumsassistent, Lehrerin, Schneiderin, Masseuse, Pflegerin usw. Ein in Leipzig promovierter Doktor der Philosophie lebt ständig auf der Niederlassung. Er besaß ein Vermögen von L 4000, schenkte aber allmählich alles weg, großenteils den Duchoboren. Ein Besucher bemühte sich vergeblich, zu erfahren, welcher philosophischen Richtung dieser Mann angehört; er selbst erklärte ihm, seine Philosophie lasse sich durch das Wort „Menschenliebe" ausdrücken. Dazu muß ich meinerseits bemerken: Bravo! Er schläft mit seinen zwei kleinen Kindern in einem auch während der Nacht offen bleibenden Zelt. Zum treuen Stamm gehört auch der bekannte Dauerfußgänger George H. Allen, der, seit 1898 Vegetarier, erstaunliche Fußtouren als Rekordschnellgänger zurückzulegen pflegt, so z. B. einmal 1450 Kilometer in 16 Tagen und 21½ Stunden, ein andermal 160 Kilometer in 20¾ Stunden usw. Von ihm rühren die verbreiteten Bücher her: „Wie ich England von oben bis unten durchquerte", „Lebensgeheimnisse", „Gesundheit und Kraft".

Von der Politik und der Kirche wollen die Whitewayer Kolonisten nichts wissen. Bisher hat denn auch noch kein Geistlicher ihnen einen Besuch gemacht. Ihre

Kinder unterrichten sie selbst — mit Ausnahme von G. H. Allen, der die seinigen in die Schule schickt. Sie beschäftigen sich viel mit Lektüre und Studium; mehrere spielen Klavier oder Violine, wodurch sie allen eine willkommene Abwechslung bereiten. In den ersten Jahren lebten sogar drei Doktoren dort. Muß es nicht unsere Bewunderung erregen, daß gebildete und wohlhabende Personen Laufbahn, Besitz, Stellung und Ansehen aufgeben, um ein ihnen besser dünkendes Leben der Zurückgezogenheit und Eintönigkeit zu führen? „Warum ich dieses Leben führe?" sagte einer dieser Männer zu einem Besucher. „Weil mein Gewissen mir keine andere Wahl läßt, es sei denn, daß Sie mir einen noch besseren Weg zum Glück weisen können. Denn glücklich bin ich jetzt."

Neu-Australien.

Unter „Neu-Australien" hat man einen Länderei-Komplex in Paraguay zu verstehen, auf dem eine Anzahl Australier eine Ansiedlung gründete, die bezüglich aller ihrer Bedürfnisse von der Außenwelt unabhängig sein sollte. Den Anfang machten im Herbst 1893 rund 260 Pioniere, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange.

Schon während der Überfahrt kamen Mißhelligkeiten vor und an Ort und Stelle gab es fortwährend Streit. Dabei handelte es sich nicht etwa um Proletarier oder Notleidende, sondern im Gegenteil um Besitzende, deren jeder mindestens 60 Pfd. Sterling hatte bar einzahlen müssen. (Insgesamt wurde ungefähr eine halbe Million Mark eingezahlt.) Auch waren es kräftige, erfahrene, tüchtige Leute, mit denen sich schon etwas hätte machen lassen, wenn es nicht an sich so schwierig wäre, solche Unternehmungen zum Gelingen zu bringen.

Nach Abschluß des Riesenstreiks in Australien im Jahre 1892 wollten viele Personen mit kleinem Kapital nichts mehr von den herrschenden Zuständen wissen und taten sich zur Gründung einer Kolonie ohne Privateigentum zusammen. Da sie in der Heimat keine passenden Ländereien fanden, schlossen sie sich einem gewissen William Lane an, der sich infolge der großen Ausbreitung sozialistischer Lehren in Neu-Südwales und Queensland veranlaßt gesehen hatte, sich von der Regierung von Paraguay eine Viertelmillionen Morgen Landes schenken zu lassen — unter der Bedingung, darauf binnen sechs Jahren zwölfhundert Familien anzusiedeln. Die Unzufriedenen waren ihm daher willkommen.

Der folgende Auszug aus der „Darlegung der Grundsätze" wird zeigen, wie streng kommunistisch die Genossenschaft geplant war: „Es ist wünschenswert und unerläßlich, daß ein Gemeinwesen, dessen sämtliche Angehörige

gemeinsam für das Gemeinwohl arbeiten, den Beweis liefere, wie sehr Männer und Frauen unter Verhältnissen, die jedes gegenseitige Tyrannisieren unmöglich machen und jedem einzelnen die Sorge für das Wohl aller als oberste Pflicht auferlegen, in Behaglichkeit, Glück, Bildung und Ordnung leben können — in einem Maße, das einer Gesellschaft unbekannt ist, in der niemand sicher ist, ob er oder seine Kinder nicht morgen verhungern werden.“ Die Oberleitung der Niederlassung sollte durch geheime Abstimmungen sämtlicher Erwachsenen ausgeübt werden.

Lane meinte es ehrlich und führte niemanden hinters Licht. Seine Ansiedler wußten im voraus, was ihrer wartete. Er sagte ihnen deutlich, daß sie ihr ganzes Vermögen — Geld und Gut — dem gemeinsamen Besitz überlassen müßten, daß aller Verdienst in die öffentliche Kasse fließen und alle Unterhalt-Mittel dieser, bezw. den öffentlichen Vorratskammern zu entnehmen sein würden. Auch die Bestimmung, wonach selbst die kleinste Verletzung dieser Grundsätze mit Ausschließung oder Beschlagnahme bestraft wird, nahmen sie mit offenen Augen an. Ein Unzufriedener unterwirft sich Bedingungen, von denen er sich Besserung seiner Verhältnisse verspricht, nur zu leicht, ohne genau zu erwägen, ob er sie werde innehalten können. Damit die Leute vor dem Unterzeichnen der bindenden Abmachungen genau wüßten, woran sie sind, legte Lane ihnen gedruckte

„Weisungen“ vor, aus denen wir einige bezeichnende Stellen anführen wollen:

„Die Genossenschaft wird alles benötigen, was ihre Mitglieder beitragen können. Wer einiges überflüssige Geld — über das satzungsmäßige Minimum hinaus — besitzt, kaufe dafür nicht Klaviere, Nähmaschinen, Kleider, Juwelen oder Flinten (jedermann werden gemeinsame Pianos, Genossenschafts-Nähmaschinen 2c. zur Verfügung stehen), sondern zahle alles ein. Das ist wahre Kameradschaft und ermöglicht die baldige Anschaffung alles Nötigen. . . . Wer seine Zelte und Sättel gut verkaufen kann, sollte es tun und den Erlös bei uns einschießen; wer sie nicht verkaufen kann, sollte sie der Gesamtheit überlassen, doch könnten sie nicht in die sechzig Pfund eingerechnet werden. Letzteres gilt auch von den Werkzeugen, doch sollten auch sie der Gesamtheit geschenkt werden.“

Man hatte, wie gesagt, die Augen offen und war zweifellos redlich bemüht, die Klippen, die hinter solchen ungewohnten Bestimmungen lauerten, glatt zu umschiffen. Aber es erwies sich bald als unmöglich, da dieselben übermäßig streng ausgelegt und gehandhabt wurden. Die bei Neuerern und Aposteln leider allzu häufige Übertreibung führte auch hier bald zu Auswüchsen. Zwei interessante Beispiele, welche lebhaft an ähnliche Vorkommnisse in Cabets Ikarien erinnern, seien angeführt.

Gerade als es in den öffentlichen Magazinen an

manchem Notwendigsten fehlte — auch an Milch — erkrankte das Kind eines gewissen A. Dieser tauschte gegen sein Rasiermesser bei einem vorbeireitenden Indianer einen Krug Milch ein. Ein Nachbar zeigte ihn bei Lane an, der dann die Milch konfiszierte, weil A. kein Recht gehabt habe, ein eigenes Rasiermesser zu besitzen! Es nutzte ihm nichts, daß er die berechtigte Einwendung machte, das Rasiermesser gehöre ebenso zu seiner Person wie seine Kleider und er habe sich davon nur um der Gesundheit seines Kindes willen getrennt. Ein andrer Kolonist, R., beglückte eines Tages sein schwächliches Weibchen, indem er ihr ein Paar Hühner heimbrachte, die ihm ein dankbarer Eingeborener für kleine Dienstleistungen geschenkt hatte. Frau R., die etwas von Geflügelzucht verstand, dachte mit Entzücken an frische Eier für ihre Kinder und an künftige junge Hühnchen für sich selbst. Sie hatte eben eigenhändig einen kleinen Hühnerstall beendet, als Lane das Geflügel für öffentliches Eigentum erklärte und forttragen ließ, damit es den Anfang eines kommunistischen Hühnerhofs bilde; da aber niemand sich darum kümmerte, verendete es nach wenigen Tagen.

Ein derartiger, mißbräuchlich starrer Kommunismus ist undurchführbar, weil der menschlichen Natur völlig zuwiderlaufend und daher auf die Dauer unerträglich — umsomehr als radikal gesinnte Menschen (und nur solche huldigen kommunistischen Ideen) selbstverständlich

nach Freiheit und Unabhängigkeit dürsten, nicht aber nach kasernenmäßigem Zwang. Abgesehen von Einzelheiten wie die erwähnten, erwies sich die Leitung des Gemeinwesens im allgemeinen als das Felsenriff, welches das Schiff zum Scheitern brachte. Das kam so.

Schon während der Überfahrt von Sydney nach dem Laplata zeigte sich, daß Lane nicht genügend auf die Macht bauen konnte, die ihm als dem Gründer und dem Führer der Pioniere von diesen verfassungsmäßig übertragen worden war. Es kam zu Zwistigkeiten, infolge deren er sich auf zwei Tage in seine Kajüte sperrte und seine Demission gab. Diese wurde von den erschrockenen Leuten abgelehnt; sie bestätigten seine Obergewalt von neuem, und er gebrauchte nach der Ankunft die begreifliche Vorsicht, sich von der paraguyanischen Regierung offiziell als Gouverneur bestätigen zu lassen. Gleichzeitig wurde er von Amts wegen zum Friedensrichter gemacht, in welcher Eigenschaft ihm die Gendarmerie des nächsten Städtchens zur Verfügung stand. Auch ließ er die Niederlassung als Aktiengesellschaft (Genossenschaft) eintragen, und da er sich im Besitz der meisten Stimm-Vollmachten der noch nicht eingetroffenen Mehrheit der Ansiedler befand, so verfügte er in den Versammlungen stets über die Stimmenmehrheit. Naturgemäß verdroß es seine Pioniere sehr, nichts ausrichten zu können; aber man muß ihm das Zeugnis geben, daß er nicht aus Selbstsucht so handelte, sondern immer

nur in der Absicht, die Verfassung der Gemeinde unversehrt zu erhalten.

Diese Verfassung verbot z. B. bedingungslos den Genuß geistiger Getränke. Einmal brachten zwei der Ansiedler ein Fäßchen Kana ins Lager. Sofort ließ Lane es einziehen und vernichten. Dadurch entstand große Aufregung, und in der nächsten Versammlung wollte man die erwähnte Bestimmung ändern. Lane jedoch verhinderte dies durch sein großes Stimmen-Übergewicht. Das war der Anfang vom Ende; daß dem Gouverneur die Polizei zur Verfügung stand, erbitterte die Pioniere ebenfalls, denn dies schien ihnen kein Anzeichen des gegenseitigen brüderlichen Vertrauens, von dem er ihnen bei der Anwerbung gesprochen hatte.

Sehr bald gedieh die Zwietracht so weit, daß nicht weniger als 85 Mitglieder sich von der Kolonie trennten und unter Preisgebung ihrer Einzahlungen mit Abfertigungen von 150 Dollar für Ledige, bezw. 200 Dollar für Verheiratete, vorlieb nahmen. Sie wendeten sich an den britischen Konsul zu Asuncion mit der Bitte, den erwarteten Nachzüglern, die in Adelaide weilten, Aufschlüsse zu geben, die sie von der Abreise zurückhalten sollten. Der Präsident von Paraguay, Gonzales, schenkte ihnen Grund und Boden auf einer nach ihm benannten Ansiedlung. Jede Farmerfamilie erhielt 30 Morgen und das Versprechen, nach Erzielung guter Ergebnisse mehr zu bekommen. Werkzeug, Kühe, Kälber

und Ochsen wurden von der Regierung zum Selbstkostenpreise auf Abzahlung beigestellt, Sämereien sogar unentgeltlich. Dazu kamen zehnjährige Steuerfreiheit und mehrere andere Vergünstigungen, wie z. B. die Barunterstützung jedes Erwachsenen mit 40, jedes Kindes mit 20 Cents (Mk. 1,70 bezw. Mk. 0,85) täglich während der ersten 6 Monate. Durch solche Darbietungen hoffte Gonzales die natürlichen Hilfsquellen des Landes mit Hilfe fremder Einwanderer zur Entwickelung zu bringen.

Inzwischen waren trotz der Warnungen — oder waren diese zu spät gekommen? — in „Neu-Australien" 190 neue Ansiedler eingetroffen. Auch jetzt hörten die Streitigkeiten nicht auf, Lane verlor die Stimmenmehrheit, legte seine Stellung nieder und verließ bald an der Spitze von 50 Anhängern das von ihm geschaffene Gemeinwesen, das somit binnen sehr kurzer Zeit in drei Teile zersplittert war. Mit all diesen Vorgängen wiederholten sich so ziemlich jene, die sich im Schoße von Cabets Ikarien abgespielt hatten. Immerhin könnten die drei Kolonien, wenn jede in sich — was freilich äußerst unwahrscheinlich ist — einig bleibt, noch zu verhältnismäßiger Blüte gelangen, denn sie sind im Besitze von rund 350 000 Morgen fabelhaft fruchtbaren Landes. Pioniere haben überall, wo immer es sei, zu kämpfen, bis sie sich durchringen können; sie erwarten nicht, in unbewohnten, noch jungfräulichen Gegenden sofort die

Vorteile einer alten Kultur zu genießen. Aber wenn sie vernünftig vorgehen, statt mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen, wird es ihnen meist glücken. Die „Neu-Australier“ haben sich der starren kommunistischen Theorie und Praxis entledigt und eine gemäßigtere Verfassung angenommen. So dürfte es ihnen denn vielleicht trotz der Beibehaltung mancher Elemente von Kommunismus gelingen, eine gewisse Stufe des Gedeihens zu erreichen.

Die Hauptmoral der Geschichte von „Neu-Australien“ liegt in den folgenden Worten eines von uns benutzten amtlichen Berichtes der britischen Regierung: „Die Erfahrung hat wiederholt gelehrt, daß die Absicht, jede Art und Güte von Arbeitsleistung gleichmäßig zu entlohnen — ohne Rücksicht auf Alter, Beschäftigung, Körperkraft oder Geistesfähigkeit der Arbeitenden – in keiner Weise zu befriedigenden Ergebnissen führt. Diese Absicht hat nicht einmal verhindern können, daß Mitglieder die Ansiedlung verließen, sobald sie dazu in der Lage waren.“

Natürlich beweist der Mißerfolg so vieler kommunistischer und sozialistischer Kolonien nicht, daß die jetzige Wirtschaftsordnung eine gute sei. Auch beweist er nicht, daß kleine Sozialkolonien bei richtigerer Organisation nicht immerhin prosperieren könnten, sofern sie auf übertrieben strengen Kommunismus verzichten.

Die Zoariten.

Unweit der Stadt Cleveland im Unionstaate Ohio liegt die Ansiedlung Zoar (gleich „Land der Zuflucht“), 1817 von einem gewissen Bimler gegründet. Dieser kam damals mit etwa 250 Württembergern aus dem Vaterlande nach Philadelphia. Sie erkannten ihn als ihr Oberhaupt an, übten Gütergemeinschaft und hegten den Wunsch, sich in möglichster Entfernung von anderen Niederlassungen anzusiedeln. Daher scharrten sie ihr ganzes Geld zusammen, um in der eingangs erwähnten, zu jener Zeit recht entlegenen Gegend für 15 000 Dollars 5000 Morgen Landes zu erwerben. Dort angekommen, waren sie erschöpft und unbemittelt und mußten daher anfangs viel Ungemach ertragen. Vor allem wurde für Bimler ein, bald allgemein „der Palast“ genanntes, großes Ziegelhaus mit 22 Zoll dicken Mauern erbaut, sodann folgten Wohnhäuser für alle, Läden jeder Art und so weiter, und es dauerte nicht lange, da konnten die Zoariten sich rühmen, daß sie nichts von dem, wessen sie bei ihrer sehr einfachen Lebensweise bedurften, zu kaufen brauchten. Da Bimler die Kolonie gänzlich isolieren wollte, ließ er behufs Deckung aller heimischen Bedürfnisse eine Textilfabrik, eine Mahlmühle, eine Bierbrauerei, eine Schmiede usw. errichten.

Aber im Laufe der Zeit ging's nicht mehr mit der Vereinzelung, denn die umliegenden Ländereien wurden besiedelt; die Kinder, die früher nur im Deutschen Unterweisung empfangen hatten, mußten auch Englisch lernen, und bald wanderte mancher Zoarit, der sich in dem Dörfchen zu langweilen begann, aus. Im Beginn wurde der Kolonistenbestand durch Zuzüge aus Deutschland ergänzt, und dann, als solche ausblieben, ein Versuch mit Amerikanern gemacht, die sich aber allzu störrisch erwiesen.

Nun gestattete Bimler das bislang verboten gewesene Heiraten; seither hat sich der Bestand lediglich durch Geburten ergänzt. Die höchste bisherige Anzahl der Zoariten betrug 300; seit Bimlers Tod nahm sie, wie das in allen ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, langsam aber stetig ab.

So lange Bimler lebte, vereinigte er die ganze Regierungsgewalt in seiner Person. Er stellte die Bibel sehr hoch und setzte Friedensrichter ein. Die von ihm erlassene Geheimverfassung, welche auswärts nicht bekannt ist, enthielt — soviel weiß man — die Bestimmung, daß das Gemeindevermögen unteilbar bleiben sollte, solange die Gemeinde aus mindestens drei Mitgliedern bestehe. Einige Unzufriedene hatten vergeblich versucht, bei den Staatsgerichten von Ohio die Umstoßung dieses wichtigen Punktes zu erwirken. Seit dem Tode ihres Gründers wird die kleine Republik von drei

„Kuratoren“ regiert, welche auf je drei Jahre gewählt und von einem Fünferausschusse überwacht werden, der aber, wie es heißt, so selten zusammentritt, daß die Kuratoren in Wirklichkeit allein die Leitung der Geschäfte führen sollen.

Kein Zoarit war im Besitze von Geld. Alles vorhandene Geld befand sich in den Händen des Schatzmeisters, der dem Kuratorium angehörte. Alle produzierten Güter wurden an das Kuratorium abgeliefert und in dem großen Vorratsspeicher aufbewahrt. Nur die Kuratoren durften nach auswärts verkaufen und schickten jährlich einmal jemanden nach Philadelphia behufs Einkaufs von allerlei Artikeln, deren man von auswärts bedurfte. Der Speicher wurde von zwei jungen Leuten verwaltet. Man bekam dort, was man brauchte, auf Grund von Anweisungen des Kuratoriums, welches darauf sehen mußte, daß niemand mehr erhalte, als ihm gebührte. Gab es eine Hochzeit, so wiesen die Kuratoren dem Pärchen ein Haus und den gesamten Hausrat usw. an. Stellte sich ein Familienzuwachs ein, so wurde eine neue Wiege bestellt, falls nicht gerade eine alte frei war. Nach jedem Todesfall machte der Schreiner einen Sarg von der durch Bimler eingeführten Form. Auf dem Grabe wurde zu Häupten des Verstorbenen ein kleines Holzkreuz aufgestellt.

Gegenwärtig stellen die Ländereien der Gemeinde, ihr Viehbestand und ihre Ersparnisse nahezu einen Ge-

samtwert von einer halben Million Dollars dar. Da die Zahl der Zoariten für die zu bewältigende Arbeit nicht mehr ausreichte, mußten sie für den landwirtschaftlichen Betrieb viel Arbeitskraft mieten. Die katholische Geistlichkeit bemühte sich seit längerer Zeit vergeblich, die Zoariten zur römischen Kirche zu bekehren. Es kommt vor, daß ein Knabe oder ein junger Mann die Niederlassung heimlich verläßt; Mädchen aber haben bislang nicht gewagt, dies zu tun.

Im Mai 1897 feierte die Kolonie ihren 80jährigen Bestand. Aber sie hatte schon Ende September 1896 ihren kommunistischen Charakter aufgeben müssen, um weiterbestehen zu können. In einem Berichte hierüber heißt es: „Im letzten Jahrzehnt war der Geist, der zur Gründung der Kolonie geführt, mit dem Dahinscheiden der älteren Mitglieder immer mehr ausgestorben, da die jüngere Generation der Zoariten an der kommunistischen Lebensweise keinen rechten Gefallen fand. Noch einmal versuchte man im Jahre 1897 den stets schärfer werdenden Zwiespalt der Ansichten durch Anordnung der Feier des 80jährigen Bestehens zu unterdrücken, um bei den jüngeren Mitgliedern den Geist für Gemeinschaftsleben wieder zu stärken. Aber es half nichts. Der Widerspruch gegen den Kommunismus erhob sich nur noch stärker als bisher und so wurde denn endlich beschlossen, die Genossenschaft aufzulösen und den gemeinsamen Besitz unter die Mitglieder zu verteilen.

Auf gerichtlichem Wege ist nun die Parzellierung des Bodens erfolgt. Der Wert des gesamten, etwa 3600 Hektar umfassenden Grundbesitzes ist auf 410 000 Dollars geschätzt worden, wovon auf die 136 Mitglieder der Gemeinde im Einzelbesitz je ein Grundstück im Werte von etwas über 3000 Dollars entfällt. Die Fabriksanlagen, bestehend aus einer Gerberei, Säge- und Mahlmühle, Wollenweberei und Brauerei, wurden in die Teilung nicht mit eingeschlossen, sollen dagegen von jetzt an in Form einer Aktiengesellschaft betrieben werden. Nun wird ein jeder der Zoariten allein durch eigene Kraft für sein weiteres Fortkommen sorgen müssen."

Die Genossenschaftsbruderschaft.

Das von der über die ganze Union, deren neu erworbene Kolonialgebiete und Kanada verbreiteten „Genossenschaftsbruderschaft" ins Leben gerufene Gemeinwesen Burley liegt etwa 30 Kilometer von Tacoma (im Staate Washington) entfernt und beruht auf kommunistischer Grundlage. Nähere Mitteilungen über Burley finden sich in Buells „Industrial outlook of Cuba, Puerto Rico, and the Philippine Islands"

(1902) und in der bekannten Neuyorker Monatsschrift „Arena“ (1903, Artikel „The Co-operative Brotherhood“ vom „Bruder“ Copeland). Die Organisation des Planes erinnert lebhaft an die der Topolobampokolonie. (Vgl. weiter unten.) Ob die „Brüder“ es wohl verstehen werden, die Klippen, an denen Owens Schiff scheiterte, zu vermeiden? . . .

Die in Rede stehende Genossenschaft hat zweierlei Mitglieder: solche, die, und solche, die nicht in Burley wohnen. Die letzteren zahlen 125 Monate hindurch je einen Dollar und beim Beitritt fünf Dollars Einschreibegebühr ein. Wer die Einschreibegebühr und zwölf Dollars an Beiträgen entrichtet hat, erlangt die Berechtigung, im Falle der Arbeitsunfähigkeit durch Krankheit oder Unfälle in Burley mit Wohnung und Unterhalt versehen zu werden — auch für die von ihm abhängigen Angehörigen. Stirbt ein Mitglied, so werden die Angehörigen, solange sie wollen, von der Genossenschaft erhalten. Die Einzahlungen bilden also gleichzeitig eine Art Versicherungsprämie; ob aber die Berechnungsgrundlagen mathematisch genügend sind? Nicht arbeitsunfähige Mitglieder können in der Regel erst nach zehn Jahren Bewohner von Burley werden; Ausnahmen bilden nur jene, die wegen der Natur ihrer Beschäftigung, falls für solche Bedarf ist, früher dahin berufen werden. Einmal an Ort und Stelle, braucht man keine Einzahlungen mehr zu machen; dagegen wird erwartet, daß man

tüchtige Arbeit leiste, soweit man sie versteht und zu leisten im stande ist. Jetzt leben rund 130 Personen (Männer, Frauen, Kinder) in Burley, mit allerlei Arbeiten beschäftigt; nur die Kinder feiern.

In unserem Dorfe gibt es weder Wirtshäuser noch Kirchen, weder Geld noch Konkurrenzhandel. Hier werden keine Arbeitslöhne bezahlt. Die Ländereien, das Vieh, die Meliorationen, die Werkzeuge, die Maschinen, die Erzeugnisse des Bodens und der Industrie — alles gehört der Gesamtheit. Jeder Familie wird für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes ein Wohnhaus überlassen, das nicht abgetreten oder veräußert werden darf. Niemand ist in Sorge wegen Wohnungsmiete, Arbeit, Krankengeld, Altersversorgung oder des Schicksals der Hinterbliebenen. Der Laden, das Speisehaus, die Meierei und die übrigen „öffentlichen" Einrichtungen liefern alles zu Selbstkostenpreisen. Ein Liter Milch kommt auf 5 Pfennige, eine Mittagsmahlzeit auf etwa 22 Pfennige zu stehen. Man führt ein fleißiges, idyllisches Leben unter der Verwaltung von zwölf gewählten Vertrauensmännern. Die Haupterzeugnisse sind Bodenprodukte, Bauholz, Schindeln und Zigarren.

Allmonatlich findet eine Verwaltungssitzung statt, in der u. a. entschieden wird, welcher Prozentsatz des Monatsüberschusses unter die Genossenschafter nach Maßgabe der geleisteten Arbeitsstunden zu verteilen ist, und zwar in Gestalt von „Kreditanweisungen", für die man die

nötigen Waren, Mahlzeiten, Wäschewaschungen usw., nötigenfalls jede erforderliche Handwerkerarbeit erhalten kann.

Mit und in Burley hat die „Bruderschaft" ihre Tätigkeit nur begonnen; sobald als möglich will sie auch in anderen Teilen der Vereinigten Staaten ähnliche Ansiedlungen gründen, die dann ihre Erzeugnisse untereinander und mit Burley austauschen könnten. Burley liegt auf einem Grundstück von ca. 120 Hektar an einer Bucht. 1899 wurde mit dem Urbarmachen begonnen; 1903 waren bereits etwa 12 Hektar bebaut und ebensoviel halbwegs urbar gemacht. Eine Sägemühle, ein Schindelwerk, eine Drechslerei und eine Besenstielfabrik wurden gleich anfangs errichtet. Dazu sind allmählich 25 Wohnhäuser, eine gemeinsame Küche, ein Speisesaal, eine große Wäscherei usw. gekommen. Sogar eine Zeitschrift wird herausgegeben: „The co-operator" („Der Genossenschafter"), die für die Ziele der „Bruderschaft" Propaganda macht und über ihre Tätigkeit berichtet.

Hier leben Angehörige verschiedener Religionen und Nationen friedlich beisammen. Leute mit geringfügigen Mitteln sind ihre eigenen Herren und führen ein menschenwürdiges, von der Außenwelt möglichst unabhängiges Dasein. Von Armut, Verbrechen, Streiks ist keine Rede und jedermann hat Zeit zur Fortbildung seines Geistes und Gemütes, zur Ausgestaltung seines Charakters, zur Pflege der Kunst.

Das sind die Vorteile gar mancher kleiner und kleinster kommunistischen Gemeinwesen; leider pflegen sie nicht anzuhalten, sobald sich diese vergrößern.

Buenos Amigos.

So gut wie nichts weiß man bei uns von diesem ganz eigenartigen kleinen aber blühenden Gemeinwesen, das seit über einem halben Jahrhundert in dem südamerikanischen Staate Peru besteht und allmählich an Bevölkerung wie Wohlstand zunimmt. Ende 1852 erfolgte die Gründung durch einen reichen Mann namens Don José Rodriguez. Eine starke Individualität, huldigte er radikalen wirtschaftlichen und sozialen Anschauungen. An der Spitze von 66 Gesinnungsgenossen ließ er sich am Cototofluß auf einem großen Grundstück nieder, das ihm die peruanische Regierung geschenkt hatte. Bald wurde Buenos Amigos in eine regelrechte Sozial-Ansiedlung verwandelt, die Rodriguez auf streng geschäftlicher Grundlage organisierte. Seine zielbewußte Leitung war von Erfolg gekrönt. Die Genossen sind Peruaner, Yankees, Engländer und Deutsche; Indianer und Neger sind ausgeschlossen. Wer beitreten will, muß

einen guten Leumund nachweisen und 5000 Dollars einzahlen. Die Hauptquelle des Zuwachses sind die Geburten; jetzt zählt die Bevölkerung über 1000 Köpfe.

Buenos Amigos (= „Gute Freunde") ist in erster Reihe eine Arbeitsgemeinde. Gearbeitet wird an fünf Tagen der Woche, gefeiert am Sonnabend und Sonntag. Der Arbeitstag hat acht Stunden; doch ist niemand gezwungen, länger als vier Stunden zu arbeiten — über vier Stunden hinaus erhält man Lohnzuschläge. Jedes Mitglied empfängt die gleiche Nahrungsmenge; wer in dieser Hinsicht oder bezüglich der Kleidung Luxus zu treiben wünscht, muß dafür besonders bezahlen; doch kann er, wenn er will, das Mehr auch abarbeiten. Der Boden, alle Arbeitsbehelfe und sämtliche Erzeugnisse gehören der Gesamtheit; desgleichen der Erlös des nach auswärts verkauften Überschusses an Waren. Die Rechen-Einheit ist, wie später in Albert Kimseys Owens Topolobampokolonie, die Arbeitsstunde.

Ehegesetze gibt es nicht; man lebt in freier Verbindung und trennt sich nach Belieben und ohne Förmlichkeiten. Steht eine Entbindung bevor, so begibt sich die Betreffende ins Krankenhaus, wo sie bis zur Entwöhnung des Kindes bleibt. Das letztere wird sodann im Hospital von geschulten Kindergärtnerinnen erzogen, bis es die öffentliche Internats-Schule zu besuchen beginnt. In dieser behält man es bis zum Eintritt der Arbeitspflicht. Der nunmehr für den neuen Genossen

gewählte Arbeitszweig richtet sich nach dessen oder deren Fähigkeiten und Neigungen; die Bezahlung ist für jede Person und jederlei Arbeit die gleiche.

Das Gemeinwesen ist in „Abteilungen", „Divisionen" und „Sektionen" geteilt. Jede Sektion wählt ein Oberhaupt, das sie unter Umständen auch absetzen kann. Die Sektionsleiter wählen die Divisionsleiter und diese die vier Abteilungsvorstände. Letztere sind nur durch die Stimmenmehrheit der Gemeinde-Vollversammlung absetzbar; sie entsprechen den Ministern der größeren Staaten und bilden zusammen die Justiz- und Finanz-Oberbehörde, während sie einzeln den übrigen „Ministerien" vorstehen: Bauten, Bildung, Handel, Gesundheit. Die Bautenabteilung überwacht außer dem öffentlichen und privaten Bauwesen den Ackerbau, die Viehzucht, den Bergbau und die Industrie. Die „Bildung" umfaßt den Unterricht, die Musik und das Handwerk. Die Sorge für die Kinder und Kranken, sowie für die Privathygiene obliegt der „Gesundheits-Behörde".

Die Einzelhäuschen sind einfach, aber luftig gebaut. Das große, hübsche, gemeinsame Gebäude ist aus, den Gemeindebrüchen entnommenem, Marmor und Sandstein errichtet. Die Straßen und Gassen sind gut und rein; auch eine Wasserleitung ist vorhanden. Zu diesen Anlagen wurden fremde Arbeitskräfte nicht herangezogen. Hat eine Abteilung Überschuß an Arbeitern, so überweist

sie denselben einer anderen, die gerade an Kräften Mangel leidet; so wird jedermann mindestens vier Stunden täglich und zumeist, wenn er will, auch acht beschäftigt.

Kaweah.

In seinem berühmt gewordenen Sozialroman „Looking backward" gab Bellamy keine Einzelheiten über die Art der Durchführung des Überganges aller Vermögen und Betriebe in den Besitz der Gesamtheit. Überhaupt befaßte er sich viel zu wenig mit praktischen Details, Ziffern rc. Die im Buche fehlenden praktischen Einzelheiten sollten an einer sozialistischen Ansiedlung demonstriert werden, welche 1888 am Kaweahflusse im kalifornischen Bezirk Tulare unter dem Namen „Genossenschaftliche Niederlassungsaktiengesellschaft Kaweah" (Kaweah Co-operative Colony limited, a Joint Stock Company) als demokratisches, hauptsächlich auf den Grundsätzen Bellamys beruhendes Gemeinwesen errichtet wurde. Die Ländereien lagen auf den Höhen der Sierra Nevada; zu deren Erschließung galt es, einen 20 Kilometer langen Gebirgsweg herzustellen, eine Arbeit, die fast zwei Jahre angestrengtester, opferwilligster Tätigkeit des ersten kleinen Häufleins der

anwesenden Mitglieder erforderte. Nachdem dies Werk vollbracht war, wurde der Aufbau der Heimstätte begonnen und das Gemeinwesen zur weiteren industriellen Entwickelung hergerichtet. Ungestört hatten die Genossen bis dahin gewirkt in treuer, von echter Nächstenliebe getragener Gemeinschaft; aber nun, wo die Genossenschaft nach außen hin in Wettbewerb mit der kapitalistischen Industrie zu treten hatte und sie ihre innere Kraft zeigen konnte, da traten ihr die den sozialistischen Bestrebungen abholden Konkurrenten mit unvorhergesehener Macht entgegen. Zunächst waren es die an dem Holzhandel Beteiligten, die sich durch die von der Genossenschaft in ihren Waldungen betriebene Holzindustrie in der Existenz bedroht glaubten und den allmächtigen Dollar gegen sie losließen und zwar mit dem Erfolge, daß die Regierung Soldaten und Kanonen zum Kampfe gegen die Kaweah-Leute aufbot, um sie mit Gewalt zur Einstellung ihrer Tätigkeit zu zwingen. Zwar sah sich die Regierung genötigt, ihre ungesetzlichen Maßnahmen aufzuheben, aber es waren durch diese Angriffe und den Dollar Angst und Uneinigkeit in die bis dahin im stillen Frieden lebende Genossenschaft getragen und deren Tatkraft gelähmt. Als sich nun jenen äußeren Angriffen auch innere zugesellten, war gar bald das Schicksal der Genossenschaft besiegelt; sie verfiel der Auflösung, obgleich sie durch genossenschaftliche Selbsthilfearbeit Außerordentliches geleistet und in verhältnismäßig



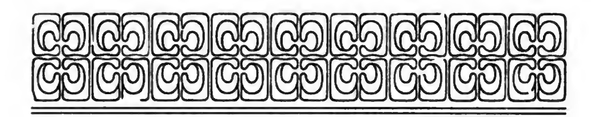
kurzer Zeit Werte geschaffen, wie sie durch gewöhnliche kapitalistische Unternehmerarbeit wohl kaum in gleicher Weise erzeugt worden sein würden. Allein wenn es der Kolonie auch gelungen wäre, einen gedeihlichen Aufschwung zu nehmen, ist doch nicht anzunehmen, daß auf Grund des Inhalts von „Looking backward" auf der ganzen Erde oder auch nur in einem ganzen Lande eine wirklich gute, praktische Wirtschaftsordnung aufgebaut werden könnte.

Die Hauptschuld an dem Scheitern der Kaweah-Kolonie lag, wie bei den meisten anderen Sozialkolonien, in der Menschennatur der Mitglieder. Die inneren Zerwürfnisse, die innerhalb der Genossenschaft gerade in dem Augenblick der Gefahr zutage traten, als es galt, mit größter Selbstlosigkeit Schulter an Schulter zu stehen und einer für alle und alle für einen zu kämpfen, deckten den Mangel reiner Nächstenliebe und edler Selbstverleugnung, die bei allen Genossen vorausgesetzt werden durfte, bei einem Teile derselben auf. Auf diese persönlichen Mängel vieler Teilnehmer konnte um so berechtigter hingewiesen werden, als sich unter den Schwachmütigen, den Hadernden, den Abtrünnigen einige Genossen befanden, die sich gerade als die eifrigsten und wärmsten, überzeugtesten Anhänger sozialistischer Ideen bis dahin aufgespielt hatten. Die Kaweah-Kompagnie erlahmte, weil sie zu viele Genossen in sich einschloß, die sich zwar Sozialisten nannten und sich als Sozialisten

bekannt hatten, aber des Geistes ermangelten, der die Mitglieder eines sozialistischen Gemeinwesens durchaus erfüllen muß, wenn sie die sozialistischen Theorien in die Praxis umsetzen wollen.



Staatssozialistische.



Die südaustralischen Arbeitslosen-Ansiedlungen.

Es handelt sich da um ein ganz neuartiges Experiment: die Verwertung von vorher unbebauten Ländereien in der Nähe von Morgan am Murray im Staate Südaustralien (169 Kilometer von Adelaide) unter Staatshilfe zu Gunsten halbkommunistischer Niederlassungen beschäftigungsloser Arbeiter.

Die Zahl der „Dorfansiedlungen" („village settlements") betrug anfänglich 10, die der Ansiedler 100 Familien mit rund 350 Köpfen. Nur die Gründer eines der Dörfer, Murtho, besaßen nennenswerte eigene Hilfsmittel, während die übrigen fast ausschließlich auf die ihnen von der südaustralischen Regierung gegebenen Vorschüsse angewiesen waren. Ursprünglich waren die letzteren, in Gemäßheit des Gesetzes, auf 13 000 bis 15 000 Pfund Sterling bemessen; doch mußten sie, da die Dinge mehr oder minder schief gingen, allmählich auf 26 000 Pfund erhöht werden, wozu noch allerlei

gelieferte Waren und andere Dienstleistungen kamen. Es war dem Ländereiminister darum zu tun, einerseits die Stadtarbeiter an das Landleben zu gewöhnen und ihnen zu einem Erwerbe zu verhelfen, andererseits den brachliegenden Boden mit Hilfe des erwähnten Flusses für den Ackerbau zu retten, für den er sich wegen der übermäßigen Trockenheit des Klimas sonst nicht geeignet haben würde.

Was die Organisation der Ansiedlungen betrifft, so geben darüber die Satzungen der allerersten unter ihnen, Lyrup, den besten Aufschluß; sie wurden mit entsprechenden Änderungen von den kurz hintereinander gegründeten übrigen angenommen und seien auszugsweise hier mitgeteilt:

Die Zulassung neuer Genossen erfolgt mit Stimmenmehrheit und gegen Zahlung einer Beitrittsgebühr. Tritt ein Genosse aus dem Gemeindeverbande aus, so bleibt er dem Staate und den anderen Gläubigern des Dorfes für seinen Anteil an den Schulden haftbar; der Verwaltungsrat ist berechtigt, ihm eine Entschädigung zuzuerkennen oder ihn zum Erlag einer Sicherstellung zu verhalten. Die Übertragung eines Anteils auf einen Fremden unterliegt der Genehmigung des Verwaltungsrates. Es gibt acht Ausschließungsgründe. Gegen die vom Rate verfügte Ausschließung kann bei der Generalversammlung Berufung eingelegt werden. Der Ausgeschlossene verliert alle Rechte und haftet weiter für

seinen Schuldenanteil, doch steht es der Gemeinde frei, ihm eine Entschädigung zu gewähren. Der Rat besteht aus drei „Verwaltern“, von denen zwei auf der Halbjahrsversammlung zurücktreten müssen. Er vertritt die Ansiedlung nach außen, verteilt die Grundstücke unter die Genossen zu den vorgeschriebenen Bedingungen, ordnet die Aufführung von Bauten an, führt Industrien ein, erwirbt und verwendet die Materialien, leitet die Verwaltung, hält jede Schädigung der Genossenschaftsinteressen hintan, unterhält Warenlager, bestimmt die Höhe der Geldbewilligungen für die einzelnen Familien, verkauft die Erzeugnisse der Ansiedlung, hält die Geschäftsbücher in Ordnung, sorgt für die öffentliche Sicherheit und führt einerseits die Beschlüsse des Plenums aus, während anderseits alle wichtigeren Entscheidungen des Rates der Genehmigung des Plenums unterliegen. Vom genossenschaftlichen Reingewinn können höchstens zwei Drittel als Dividende zu gleichen Teilen unter die Genossen verteilt werden. Der Ansiedler verfährt mit seiner Parzelle nach Belieben, doch gehören weder das Grundstück noch die Meliorationen ihm; wohl aber bleibt er Eigentümer aller zu seiner Verfügung gestellten oder von ihm mitgebrachten beweglichen Güter. Die Genossenschaft liefert innerhalb der Grenzen ihrer Mittel den Genossen alle Lebensbedürfnisse (einschließlich Arzneien) zu festgesetzten Preisen, die sich nach Zahl und Alter der Familienmitglieder richten.

Zu dem letzten Punkte ist zu bemerken, daß anfänglich jeder Dorfbewohner (Genosse) im örtlichen Warenlager sich ausfolgen ließ, was er brauchte; allein angesichts der Geringfügigkeit der Hilfsquellen machte sich bald die Notwendigkeit einer Beschränkung geltend. Man mußte ein System von verhältnismäßigen Rationen schaffen und das gab der Sache einen halbkommunistischen Anstrich, welcher zur Bezeichnung dieser Kolonisierversuche als „Kommunistendörfer“ geführt hat, während wir es da in Wirklichkeit eigentlich nur mit einer neuen Gattung landwirtschaftlicher Produktivgenossenschaften zu tun haben, die staatssozialistisch gefärbt sind, weil sie, wie gesagt, ein staatliches Experiment bilden.

Wie fast sämtliche Kolonisierversuche mit sozialistischem Beigeschmack, hatte auch der in Rede stehende anfänglich mit schweren Kinderkrankheiten zu kämpfen. Die Dinge gingen so schief, daß bereits im November 1895 eine Abordnung des südaustralischen Parlaments auf dem Schauplatze erscheinen mußte, um die Zustände zu studieren und die Mißstände zu beheben. Die Ergebnisse waren ganz andere, als die Gegner des Experimentes erwartet hatten. Es zeigte sich, daß eine Auslese zu stande gekommen war, indem jene zahlreichen Genossen, die bloß in der Hoffnung auf ein angenehmes Leben oder wegen des Reizes der Neuheit und Abwechslung mitgetan hatten, von der Bildfläche verschwunden

waren. Die Zurückgebliebenen fanden es sehr schwierig, der Schuldenlast standzuhalten; doch blieben sie entschlossen, fleißig zu arbeiten, um sich herauszuhauen. Die Einwohnerzahl der neuen Ansiedlungen sank von 1665 im Jahre 1895 auf 775 im Jahre 1897, also auf weniger als die Hälfte. Dagegen verdreifachte sich in demselben Zeitraume die Größe der bebauten Bodenfläche und die bewirkten Meliorationen überstiegen an Wert bedeutend die von der Regierung gemachten Vorschüsse. So konnte der Länderei-Minister über die Deckung für letztere beruhigt sein und auch die Lieferanten des Warenbedarfes ließen ihr Mißtrauen fahren und erklärten sich bereit, den Gemeinden einen größeren Kredit zu bewilligen, denn die Ergebnisse der Ausschußuntersuchung sowie der eigene Augenschein an Ort und Stelle flößten ihnen Vertrauen in die Zukunft des Experiments ein.

Zu den Maßregeln, welche die Regierung von Südaustralien behufs Besserung der Verhältnisse ergriff, gehörte die Auflassung mehrerer Dörfer wegen Unverträglichkeit ihrer Bewohner, verursacht durch allerlei widrige Umstände. Die Zahl der aufgelösten Gemeinden wäre größer gewesen, wenn sich nicht die Politik in die Angelegenheit gemischt hätte, indem die parlamentarische Opposition dem Ministerium vorwarf, daß es, um sich bei der Arbeiterpartei einzuschmeicheln, Steuergelder in kommunistischen Spielereien vergeude. Um den Vor-

würfen zu begegnen, schränkte die Regierung die früher fast unbegrenzte Selbständigkeit der Murray-Niederlassungen beträchtlich ein, bewirkte die Umgestaltung ihrer inneren Verwaltung und setzte an die Stelle der kommunistisch angehauchten Organisation eine rein genossenschaftliche. In dieser Weise wurde allmählich der Boden vorbereitet für die schon von vornherein in Aussicht genommene Aufteilung der Parzellen unter die einzelnen Ansiedler als Eigentümer — eine vorzeitige Aufteilung, denn nach dem Wortlaute der auf dem Gesetze beruhenden Konzessionen sollte die wirkliche Besitzergreifung erst nach Rückzahlung des ganzen Staatsvorschusses erfolgen, und diese Rückzahlung ist noch lange nicht geschehen. Zur Durchführung der Reformen und zur Überwachung der vielfach unfähigen Verwaltungsräte wurde ein sogenannter „Dorf-Fachmann" eingesetzt.

Ein amtlicher Bericht dieses Sachverständigen vom 24. Juli 1900 verbreitete sich eingehend über den Stand und die Aussichten der damals noch bestandenen acht Ansiedlungen. Als Kern läßt sich herausschälen, daß das Experiment, welches in seiner ursprünglichen — halbkommunistischen — Form nahezu gescheitert war, gute Aussichten auf Erfolg hat und daß es schon jetzt hinsichtlich der günstigen Ausnützung des Murrayflusses als geglückt angesehen werden kann. Hier die erste und die letzte Stelle des Berichtes:

„Innerhalb der letzten zwölf Monate haben die

Niederlassungen befriedigendere Fortschritte gemacht als je vorher; obgleich die Zahl der Ansiedler im Durchschnitt geringer war als im vorigen Berichtsjahre, wurde mehr gearbeitet und Dauernderes erzielt als bisher ... Die Leute interessieren sich lebhaft für die geplanten Änderungen der sie betreffenden Gesetzgebung — Änderungen, die zweifellos das Ergebnis haben werden, ihre Sparsamkeit, ihre Selbständigkeit und ihr Selbstvertrauen zu erhöhen."

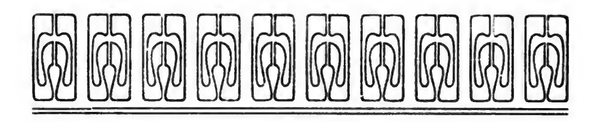
Auch Vigouroux, der an Ort und Stelle war und ein Gegner jedes Kommunismus und Sozialismus ist, sagte (im Jahre 1901) für die Dörfer am Murray unter den jetzigen Umständen eine günstige Zukunft voraus, namentlich für jene mit guten Bewässerungsverhältnissen. Doch glaubte er nicht, daß die Regierung jemals ihre Vorschüsse werde hereinbringen können; sie werde sich mit einer fünfprozentigen Verzinsung begnügen müssen. Die seßhaft gewordenen Genossenschafter scheinen mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein. Sie bekommen ausreichende Rationen. „Die Frauen sind glücklich, weil ihre Gatten kein Wirtshaus besuchen können. In mehreren der Dörfer sind die Wohnhäuser besser gebaut und eingerichtet, als die meisten städtischen Arbeiterwohnungen. Der Gesundheitszustand ist im allgemeinen ein vorzüglicher." Besuche von Dorf zu Dorf, Konzerte, Tanzunterhaltungen, Bücher, Picknicks ꝛc. sorgen für Zerstreuung und Geistesnahrung. Kurz, die Leute führen

gegenwärtig, nach Überwindung der Hauptschwierigkeiten, ein ziemlich angenehmes Leben und blicken — besonders dort, wo die Übernahme der Parzellen ins Privateigentum bereits erfolgt ist — der Zukunft hoffnungsfroh entgegen. Daher bedauert die Regierung auch nicht, einen ansehnlichen Betrag bestimmt zu haben, um zahlreichen Brotlosen zu einer Existenz zu verhelfen und die Entstehung einer Klasse von wohlhabenden Kleinguts-besitzern zu fördern.

Aus dem vom 30. Juni 1904 datierten, bislang neuesten Bericht der südaustralischen Staatsverwaltung geht hervor, daß damals nur noch sechs „village settlements" bestanden und daß die Furcht, es werde nichts abgezahlt werden können, unbegründet war. Immerhin mußte die Regierung sehr viel abschreiben und große Beträge neu investieren. Im Berichtsjahr betrug die Bevölkerung der sechs Ansiedlungen 390 Köpfe, die bebaute Fläche 1765½ Acres (à 40½ Ar), der Rückstand an Pachtschilling, Zinsen und Bewässerungsbeiträgen £ 1017. Der Gesamtverlust des Staates bei dem Experiment kann auf rund £ 66 000 geschätzt werden.



Noch nicht verwirklichte.



1. Freiland in Zentralafrika.

Wir gelangen nunmehr zu einer Sozial-Kolonie, die im Gegensatz zu den bisher behandelten einerseits nicht kollektivistisch, sondern ganz ausnahmsweise individualistisch gedacht und daher weit plausibler als die übrigen, anderseits noch nicht verwirklicht worden ist. Der Versuch dazu wurde im Keime erstickt. Man wird sich erinnern, daß Theodor Hertzka vor einigen Jahren, um die in seinem berühmten Buch „Freiland, ein soziales Zukunftsbild"*) niedergelegten, wirklich genialen Ideen in der Praxis zu erproben, eine Expedition ausrüstete, welche eine Niederlassung am Kenia in Zentralafrika ins Leben rufen sollte. Wie fast alle ähnlichen Unternehmungen, litt auch diese unter einem großen Mangel an Geldmitteln und geeignetem Menschenmaterial. Dazu kam noch die Abneigung der Engländer, die Expedition an

*) Fünfte Auflage 1893. E. Pierson's Verlag, Dresden. Preis 3 Mark.

ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen. So mußte sie denn unverrichteter Dinge heimkehren.

Sehen wir nun zu, wie sich der geistvolle Hertzka seine freiländische Kolonie vorgestellt hat.

I.

In der Einleitung zu seinem Staatsroman sagt dessen Verfasser mit Recht:

„Die wirtschaftlichen Zustände der modernen Welt schließen ein unheimliches Rätsel in sich, an dem nur der satte Schlendrian ohne Schaudern vorübergehen kann. Daß in wissenschaftlicher Hinsicht noch immer kein Licht in das Dunkel der sozialen Frage gefallen ist, obgleich sich die größten Geister aller Kulturvölker um ihre Lösung bemühen, liegt zum Teil daran, daß diese in einer falschen Richtung gesucht wurde. Die Lösung des Sozialproblems darf nicht in der Auffindung einer absolut guten Ordnung der Dinge gesucht werden, sondern in einer relativ besten, d. h. also einer solchen, die den jeweiligen Daseinsbedingungen der Menschheit am ehesten entspricht."

Die wirkliche menschliche Wirtschaft folgt nicht den Gesetzen, welche die Theoretiker aus den Erscheinungen jener Wirtschaft abgeleitet haben. Es ist somit nur zweierlei möglich: entweder ist die menschliche Natur

ihrem Wesen nach überhaupt nicht geeignet, Gegenstand wissenschaftlicher Abstraktion und Erkenntnis zu werden, oder die bisherigen Schlußfolgerungen sind, weil auf unrichtigen Grundlagen beruhend, theoretisch falsch und daher wertlos. Diese letztere Alternative nun ist die einzig zutreffende. Man hat keinerlei triftigen Grund zu der Annahme, daß die Gesetze, die das wirtschaftliche Tun der Menschen beherrschen, der menschlichen Erkenntnis unzugänglich seien, und noch weniger kann man vermuten, daß es solche Gesetze überhaupt nicht gebe. Es muß sich also der Glaube aufdrängen, daß die der Auffindung dieser Gesetze nachstrebende Wissenschaft bisher nur darum nicht zum Ziel gelangt ist, weil sie sich auf einem Irrwege befunden hat. „Es muß eine richtige Lösung des Problems der National-Ökonomie geben," meint Hertzka. Die richtige Antwort auf die Frage: „Warum werden wir nicht reicher im Verhältnis des Wachstums unserer produktiven Fähigkeiten?" lautet wie folgt: Weil der Reichtum nicht in dem besteht, was erzeugt werden könnte — also nicht in dem möglichen Ergebnis unserer Erzeugungsfähigkeit —, sondern in dem, was wirklich erzeugt wird, die tatsächliche Produktion aber nicht nur vom Ausmaß der Erzeugungskräfte, sondern ebensosehr auch vom Ausmaß des Bedarfs, also nicht bloß von dem überhaupt möglichen Angebot, sondern ebensosehr von der überhaupt möglichen Nachfrage abhängt, letztere aber durch das herrschende

Wirtschaftssystem verhindert ist, in demselben Maße zu wachsen wie die Produktionsfähigkeit. Populär ausgedrückt heißt das: Wir erzeugen nicht jenen Reichtum, den wir kraft der erlangten Fähigkeiten hervorzubringen vermöchten, sondern bloß jenen, für den wir Verwendung haben, und diese Verwendung hängt selbstverständlich nicht von der Fähigkeit des Produzierens, sondern von der des Verbrauchs ab.

Damit nun die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, wie sie jetzt gang und gäbe ist, überwunden werden könnte, müßte die Höhe des erzeugten Reichtums nicht nur den Verbrauch der wenigen Besitzenden überschreiten, sondern die Höhe des vollen menschenwürdigen Bedarfs aller erreichen. Die Volkswirte des 17. und 18. Jahrhunderts mußten die Ausbeutung für ein zwar grausames, aber ewig unabänderliches Erfordernis des Kulturfortschritts halten, denn zu ihrer Zeit — wie ja auch schon von jeher — war sie wirklich ein solches und man konnte von ihnen nicht gut erwarten, daß sie eine so gründliche Umgestaltung aller Daseinbedingungen der Menschheit, wie sie dem Fortschritt von der Ausbeutung zur wirtschaftlichen Gerechtigkeit vorangehen muß, voraussehen sollten. Sie hatten also keine Veranlassung, dieser für ein Naturgesetz angesehenen Einrichtung mit kritischen Untersuchungen näher zu treten, und folglich konnte deren Einfluß auf Wesen und Umfang des Bedarfs nicht ent-

deckt werden. Die Wirtschaftsforscher des 19. Jahrhunderts hinwiederum, obgleich Zeugen der in ungeahntem Maße wachsenden Ergiebigkeit der Arbeit, sahen sich bisher durch die Achtung vor dem Ansehen ihrer Vorgänger verhindert, die Bedeutung dieses Umschwungs der Arbeitsbedingungen nach Gebühr zu würdigen. Dem Autoritätsglauben minder zugänglich, hat Theodor Hertzka gründliche einschlägige Studien gemacht und es ist ihm gelungen, verschiedene Lehrsätze zu finden, welche in ihrer praktischen Anwendung voraussichtlich der Lösung des Rätsels der gesellschaftlichen Organisationsformen gleichkommen würden.

So z. B. erkannte der Verfasser der „Gesetze der sozialen Entwickelung", der Kapitalismus schneide die Zunahme des Reichstums dadurch ab, daß er die konsumtive Verwendung der Ertragsüberschüsse endgültig verhindert; ferner, daß der Kapitalzins zwar kein Unrecht sei, wohl aber im Zustand der wirtschaftlichen Gerechtigkeit gegenstandslos wird. Schon früher hatte er begriffen, daß die Grundrente (d. h. die Abgabe, die der Grundeigentümer für die Abnutzung des Bodens verlangt) und der Unternehmergewinn (das Anrecht des sogenannten Arbeitgebers auf den Arbeitsertrag) mit dem ausschließlichen Anspruch des Arbeitenden auf den Ertrag seiner eigenen Arbeit unverträglich sind und daß sie daher im Wege des sozialen Entwickelungsprozesses beseitigt werden müssen; allein hinsichtlich des Kapitalzinses war er über

die „klassisch-orthodoxe“ Ansicht, derselbe sei mit dem Kulturfortschritt untrennbar verwachsen, noch nicht hinausgekommen. Nunmehr aber entdeckte er, daß auch der Zins überwunden werden könne, wenn es gelänge, die Erzeugungskapitalien von gesamtheitswegen beizustellen, ohne damit die Grundsätze der vollen persönlichen Freiheit und der Gerechtigkeit zu verletzen. Könne aber — so fand er ferner — der Zins abgeschafft werden, ohne daß kommunistischer Zwang an seine Stelle tritt, so stehe der Einführung der freien sozialen Ordnung kein sachliches Hindernis mehr im Wege. Und da er überdies für die ideale Beistellung des Arbeitskapitals von Staatswegen eine praktische Form ersann, machte er sich alsbald daran, die Konsequenzen seiner Entdeckung zu ziehen und zu einem lebensvollen Bilde auszugestalten, dem er die Form der ausführlichen und spannenden Beschreibung eines auf vollkommenster Freiheit und Gleichberechtigung — nicht Gleichheit — begründeten Gemeinwesens gab, welches er, bezeichnend genug, „Freiland“ nannte.

Diese Schilderung mit ihrem Drum und Dran sollte jeder intelligente Mensch lesen, denn das Buch selbst gehört nicht nur zu den bedeutendsten und wichtigsten, sondern auch zu den gehaltreichsten und anziehendsten Büchern der Neuzeit. Hertzka sagt selber, „Freiland“ könne „mit Fug ein Staatsroman genannt werden“ und es liest sich in der Tat wie ein vorzüglicher ethisch-

sozialer Roman. Er glaubt sich wegen des „romanhaften Beiwerks", das er mit seinen streng wissenschaftlichen Darlegungen vermengt hat, entschuldigen zu müssen; aber das war völlig überflüssig, denn es ist ganz selbstverständlich, daß eine möglichst lebendige, anschauliche Darstellung das Verständnis wissenschaftlicher Fragen erhöht und verallgemeinert.

Und doch ist „Freiland" wiederum kein „Staatsroman" im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Hertzka dichtet den Menschen keine neuen, fremden Eigenschaften, keine geheimnisvollen Kräfte an; er bewegt sich fast durchweg auf dem Boden der nackten Wirklichkeit. Der Schauplatz der von ihm erzählten Ereignisse ist nicht eine Erdichtung seiner Phantasie, sondern ein geographisch wohlbekanntes Stück Erde, bei dessen Schilderung er sich gewissenhaft an die Berichte berühmter Forschungsreisender hält. Und was das wirtschaftliche Handeln seiner Personen betrifft, so ist dessen Triebfeder lediglich der Eigennutz, mit dem Unterschiede gegen jetzt, daß in der „ausbeuterischen Ordnung" der Eigennutz einer Minderheit, in „Freiland" aber derjenige aller zur Geltung gelangt und zwar ein gesunder, naturgemäßer, „erleuchteter" Eigennutz. Das Buch ist nicht die wesenlose Schöpfung einer zügellosen Einbildungskraft, sondern die Frucht ernster, nüchterner Gedankenarbeit und tiefen Fachstudiums. Des Verfassers Angst, mit den Utopisten à la Morus, Fourier, Cabet „in

einen Topf geworfen zu werden", ist unbegründet. Er ist in keinem wesentlichen Punkte von irrigen Voraussetzungen ausgegangen, er bewegt sich auf innerlich wahrhaften ethischen und wirtschaftlichen Grundlagen. Von nebensächlichen Einzelheiten abgesehen, die sich je nach Ort, Zeit und Umständen ändern würden, erscheint es ebenso plausibel wie wünschenswert, daß die Zukunftsordnung der wahren Freiheit und Gerechtigkeit im großen ganzen auf Hertzkas Darlegungen aufgebaut werde.

„Nehmt alles nur in allem": „Freiland" ist ein großartiges Buch! Wissenschaftlich wie literarisch gehört es zu den besten Leistungen. Der Stil ist, von den allzu zahlreichen Fremdwörtern abgesehen, ein reiner, klarer, durchsichtiger, schwungvoller. Der Band enthält meisterhafte nationalökonomische Untersuchungen, wertvolle, anziehende soziologische und biologische Darlegungen, glänzende darwinistische und antimalthusianische Erörterungen, höchst geistreiche Auslassungen über viele ethische und kulturhistorische Fragen. Die Anschaulichkeit der Schilderungen und Beschreibungen auf allen Gebieten ist erstaunlich, die Fülle von scharfsinnigen Einzelheiten verblüffend, der Mangel an Einseitigkeiten wohltuend. Wir haben da ein durch und durch harmonisches Ganzes vor uns, und die edle Begeisterung, die durchweg obwaltet, muß ansteckend wirken und den Leser mit sich fortreißen. Was das Meritum des Inhalts betrifft, so wollen und müssen wir uns darauf beschränken,

die Geschichte der Zukunftsgründung in den knappsten Umrissen wiederzugeben.

Am 20. Oktober fand im Haag die aus Angehörigen aller Völker zusammengewürfelte Generalversammlung der Internationalen Freien Gesellschaft statt. Der öffentliche Aufruf, mittels dessen dieselbe einberufen worden war, bildet in seinen Hauptstellen eine Zusammenfassung der wichtigsten Grundzüge des Systems wirtschaftlicher Gerechtigkeit: „Eine Anzahl von Männern ... hat sich zu dem Zweck vereinigt, einen praktischen Versuch zur Lösung des sozialen Problems ins Werk zu setzen. Diese Lösung suchen dieselben in der Errichtung eines Gemeinwesens auf Grundlage vollkommener Freiheit und wirtschaftlicher Gerechtigkeit zugleich, d. i. eines solchen, welches, bei unbedingter Wahrung des individuellen Selbstbestimmungsrechtes, jedem Arbeitenden den ungeschmälerten Genuß der Früchte seiner eigenen Arbeit gewährleistet. ... Auf bisher herrenlosem, aber fruchtbarem Gebiete soll ein größerer Landstrich besetzt werden. ... Keinerlei Eigentum an Grund und Boden, ebensowenig dasjenige einzelner wie ein solches der Gesamtheit. Behufs Bearbeitung des Bodens, wie überhaupt zum Zweck jeder Produktion, werden sich Assoziationen bilden, deren jede sich nach eigenem Gutdünken selbständig verwalten und den Ertrag der Produktion unter ihre eigenen Mitglieder ... verteilen wird. Jedermann hat das Recht, sich einer beliebigen Assoziation

anzuschließen und dieselbe nach freier Willkür zu verlassen. Die Produktionskapitalien werden den Erzeugern von Gesellschaftswegen zinslos zur Verfügung gestellt, müssen jedoch zurückerstattet werden. Arbeitsunfähige und Frauen haben das Recht auf auskömmlichen Unterhalt von Gesellschaftswegen. Die zu obigen Zwecken und zu sonstigen gemeinnützigen Ausgaben erforderlichen Geldmittel werden durch eine, auf das Reineinkommen jeglicher Produktion gelegte Abgabe beschafft."

Die erwähnte Hauptversammlung entschied sich für die Wahl eines angemessenen Gebietes in den Hochländern Zentral-Afrikas. Am 3. Dezember trafen die 200 Pioniere, die aus den kräftigsten und intelligentesten Mitgliedern in den verschiedenen Ländern ausgewählt worden waren, in Alexandrien ein, um unter der Führung eines tüchtigen Technikers und eines bekannten Afrikaforschers, in Begleitung der entsprechenden Anzahl von Suahelis, Last- und Zugtieren, sowie mit der erforderlichen Ausrüstung an Proviant, Maschinen &c. die bahnbrechende Vortrab-Expedition nach der wunderbaren Gegend am Keniagebirge anzutreten. Die Zusammenstellung und Reise dieser Sendung, die Abenteuer mit den kriegerischen Massai- und anderen Stämmen — kurz: alles schildert Hertzka mit einer Genauigkeit und Anschaulichkeit, als hätte es sich wirklich durchweg so begeben und wäre fortlaufend an Ort und Stelle niedergeschrieben worden. Als man im Mai am Kenia an-

kam, hatte man von den zu Freunden gewonnenen Eingeborenenstämmen Unmassen Elfenbein und Vieh gegen Flitter u. dgl. eingehandelt oder als Friedensgeschenke erhalten; mit allen unterwegs wohnenden Völkerschaften waren Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen worden. Nach kurzer topographischer Umschau und endgültiger Wahl des ersten Ansiedlungspunktes machte man sich alsbald ans Werk, baute Straßen, Brücken, Häuser und Arbeitsstätten, stellte Brunnen, Wege, Ställe und Zisternen her, regelte das Verpflegungswesen und richtete einen Botenverkehr ein. Der Boden war herrenlos, die Baumaterialien kosteten nichts, der Einkaufspreis eines Ochsen betrug kaum vier Mark. Allmählich organisierte man auch den Transportdienst zwischen der neuen Kolonie und der Küste im Hinblick auf die Ansiedler, die im Herbst in größerer Anzahl nachkommen sollten. Zugleich ließ der Gesellschaftsausschuß in Europa viele sinnreich gebaute Wagen herstellen und mehrere große Dampfschiffe ankaufen. Auf diesen Fahrzeugen erfolgte die Beförderung aller nach „Freiland“ — so wurde der Zukunftsstaat genannt — übersiedelnden Mitglieder der Internationalen Freien Gesellschaft unentgeltlich von Triest nach Mombas und von hier nach dem Kenia.

Die erste Karawane von 900 Mitgliedern traf, wie erwartet, Mitte Oktober — also ein Jahr nach der Generalversammlung — in Freiland ein und nun hörte der Zuzug nicht mehr auf. Man lebte einstweilen halb-

wegs auf Grund der alten sozialen Ordnung; als aber der Vorsitzende der Gesellschaft mit 19 000 Ansiedlern ankam, schritt man an die Verwirklichung der „freiländischen“ Einrichtungen. Von den fünfzehn Ausschußmitgliedern der „J. F. G.“ blieben drei zurück, je eins in London, Triest und Mombas, um deren auswärtige Geschäfte zu besorgen: neue Mitglieder aufzunehmen, die einlaufenden Gelder zu verwalten, die nötigen Warenbestellungen zu machen und die Auswanderung in Szene zu setzen. Hinsichtlich der Mitgliedschaft wurde vorläufig noch darauf bestanden, daß man des Lesens und Schreibens kundig sein müsse. Dies mochte hart scheinen, war aber unerläßlich, denn die „J. F. G.“ wollte auch auf dem Gebiete der Arbeit das Recht der vollkommenen freien Selbstbestimmung an die Stelle des alten Abhängigkeitsverhältnisses setzen und die unter dem Befehl von Brotherren gestandenen Arbeiter zu selbständigen, in freier Vereinbarung mit freien Genossen für eigene Rechnung und auf eigene Gefahr tätigen Produzenten machen. Später sollten alle zugelassen werden, einstweilen jedoch war's zum Gelingen des Werkes erforderlich, daß die Teilnehmer an demselben mindestens die niedrigste Stufe der Unwissenheit hinter sich haben, denn bei Analphabeten ist keinerlei Verständnis für höhere Fragen vorauszusetzen. Ohnehin legten sehr viele von den 20 000 ersten Ansiedlern anfänglich große Angst vor der Unabhängigkeit und Selbständigkeit an den Tag;

sie fürchteten, einige Zeit rat- und hilflos zu sein wie Schwimmzöglinge bei der ersten Lektion. Sie wünschten daher, daß die Übergangs-Organisation noch mehrere Monate lang fortgesetzt, d. h. die Gütererzeugung gegen Einzellohn für Rechnung des Gesamtunternehmens weitergeführt werde. Da dies aber der reine Kommunismus gewesen wäre und dieser leicht hätte zu Zwistigkeiten führen können, schritt man lieber sofort an die Einrichtung des neuen, freien Arbeitssystems.

Im ersten Jahre wurde jedem Arbeitenden der Reinertrag einer Arbeitsstunde mit 1 Shill. (Mark) angerechnet; fürs zweite Jahr wurde ein Vorschuß von 1½ Shill. (Mark) pro Stunde bezahlt. Später betrug der Vorschuß 90% des voraussichtlichen Stundenertrages. Am Schlusse des ersten Jahres hatte Freiland bereits 95000 Einwohner, darunter 27000 arbeitsfähige Männer, die in 218 „Assoziationen“ 87 Gewerbe betrieben und deren Durchschnittseinkommen sich auf £ 180 belief. Das Durchschnittsergebnis einer Arbeitsstunde war im zweiten Jahre, nach Abzug der Steuern, 2½ Shill. Schon in diesem Jahre wurden mehrere große Eingeborenenstämme im Ackerbau und in anderen Kulturbehelfen unterwiesen. Gleichzeitig mußten infolge starker Einwanderung viele neue Wagen gebaut, mehrere neue Dampfer gekauft und eine Eisenbahn nach Mombas begonnen werden. Bald folgten Telegraphenlinien &c. und die Zivilisierung der Eingeborenen nahm sehr rasch

zu, weil sie sich immer mehr nützliche Fertigkeiten und das Leben veredelnde Künste aneigneten. Mitunter stieß man auf feindselige Völkerschaften, besiegte sie leicht und machte sie durch gute Behandlung zu Freunden. Nur die Überwindung der aggressiven Stämme von Uganda kostete große Mühe, aber sie gelang und war von den besten Folgen begleitet sowohl für die Ausdehnung Freilands als auch für den Frieden und die Ruhe Zentral-Afrikas, das von den wilden Ugandavölkern sehr viel zu leiden gehabt hatte.

Am Schlusse des vierten Jahres zählte Freiland 780 000 Menschen; davon lebten 270 000 in der Hauptstadt Edenthal, 140 000 in der Danastadt. Zahlreiche elektrische Lokalbahnen wurden gebaut, die Wagenpferde durch mechanische Spiralfederkraft ersetzt, mehrere Wasserleitungen und ein großartiges Kanalnetz angelegt, ein umfassendes System der Fortschaffung und Verwertung der Fäkalstoffe eingeführt, bedeutende und neuartige Vorkehrungen für das Unterrichtswesen getroffen. Bald stieg der Durchschnittsertrag der Arbeitsstunde auf 6 Shill. und der allgemeine Aufschwung nahm einen so großen Umfang an, daß die Gesamtvertretung Freilands am Ende des fünften Jahres beschließen konnte, die bis dahin von den meisten Mitgliedern bei ihrem Eintritt in die Internationale Freie Gesellschaft geleisteten Beiträge, auf deren Rückzahlung natürlich niemand Anspruch hatte, zurückzuzahlen und in Zukunft von neuen

Mitgliedern überhaupt keine solchen Beiträge anzunehmen. Im 25. Jahre erreichte die Einwanderung die Höhe von 1 152 000 Personen und wurde von den 54 riesigen Ozeandampfern der Gesellschaft vermittelt. Die Bevölkerungsziffer betrug 20 Millionen, das Eisenbahnnetz umfaßte 575 000 Kilometer. Der Reichtum, die materielle und die geistige Kultur hatten stetig und gewaltig zugenommen. Wo es auf Erden Not und Elend gab — also überall — sprang freiländisches Geld helfend ein; auch für die Bekanntmachung und Verbreitung der Lehre von der wirtschaftlichen Gerechtigkeit wurde im Auslande viel geopfert. Infolgedessen zogen immer mehr Menschen nach Zentral-Afrika.

Wie Freiland hierdurch mit einigen europäischen und asiatischen Regierungen in Zwiespalt geriet; wie es sich veranlaßt sah, mehrere andere auswärtige Regierungen von ihren großen Sorgen ob des aggressiven Vorgehens Abessiniens zu befreien; wie es ganz allein mit dem mächtigen Negus, vor dem Europa zitterte, Krieg führte und ihn ebenso schnell wie vollständig besiegte; wie infolgedessen der Weltfriede gesichert war und die zivilisierte Erde sich zu den freiländischen Grundsätzen bekehrte; wie freiländische Abgesandte und freiländisches Geld zur Mitwirkung bei der Einführung von Übergangsstadien herangezogen wurden; wie dann schließlich in Edenthal ein von allen Ländern beschickter Weltkongreß zusammentrat und die einschlägigen Fragen

behufs Belehrung der Völker erörterte; — all dies lese man in dem wundervollen Buche nach. Einen Glanzpunkt des letzteren bilden die Kongreßverhandlungen; sie bieten Hertzka Gelegenheit, eine Fülle wissenschaftlicher Probleme in fesselnd schöner Sprache und mit großer Unparteilichkeit zu erörtern, gleichzeitig aber auch zahlreiche Einwendungen gegen die Haltbarkeit und Durchführbarkeit der freiländischen Grundsätze vorzubringen, um dieselben alsbald überzeugend zu widerlegen. Ganz besonders meisterhaft sind die Debatten über den Sozialismus Christi und über die Bevölkerungsfrage. Vom höchsten praktischen Interesse hinwiederum sind die Darlegungen über Eigentum und Eigennutz, sowie die Berichte über den Übergang Rußlands und Nordamerikas von der alten Ordnung zur neuen. Im übrigen muß ich mich darauf beschränken, die für den Geist des Buches sehr bezeichnende Tagesordnung des Kongresses wiederzugeben:

1. Wie erklärt sich die Tatsache, daß es im geschichtlichen Verlaufe vor Gründung Freilands noch niemals gelungen ist, ein Gemeinwesen nach den Prinzipien der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit einzurichten?

2. Ist der Erfolg der freiländischen Einrichtungen nicht etwa bloß auf das ausnahmsweise und daher vielleicht vorübergehende Zusammenwirken besonders günstiger Verhältnisse zurückzuführen oder beruhen die-

selben auf überall vorhandenen, in der menschlichen Natur begründeten Voraussetzungen?

3. Sind Not und Elend nicht etwa Naturnotwendigkeiten und müßte nicht Übervölkerung eintreten, wenn es vorübergehend gelänge, das Elend allgemein zu beseitigen?

4. Ist es möglich, die Grundsätze der wirtschaftlichen Gerechtigkeit überall unter Schonung der erworbenen Rechte und überkommenen Interessen zur Durchführung zu bringen? Und wenn dies möglich ist: welches sind die geeigneten Mittel?

5. Sind wirtschaftliche Gerechtigkeit und Freiheit das letzte Ziel menschlicher Entwickelung? Und welchem Schicksal geht voraussichtlich die Menschheit unter dem Walten dieses Prinzips entgegen?

II.

Es ist an der Zeit, daß ich die wichtigsten Einrichtungen des Hertzkaschen Staates ein wenig erläutere.

Die erste und hauptsächlichste Grundlage desselben ist die Organisation der freien Arbeit lediglich zugunsten der Arbeitenden selber. Hierzu gehört vor allem schrankenlose Öffentlichkeit in Verbindung mit ebenso schrankenloser Bewegungsfreiheit. Jedermann muß jederzeit wissen, in welchen Produkten jeweilig

größerer oder geringerer Bedarf und in welchen Arbeitszweigen jeweilig höherer oder niedrigerer Ertrag vorhanden ist. Soll dies erreicht werden, so darf es kein Geschäftsgeheimnis geben. Ferner muß jedermann das Recht haben, sich, soweit seine Fähigkeiten und Fertigkeiten reichen, den jeweilig lohnendsten Produktionszweigen zuzuwenden. Um dies zu ermöglichen, müssen sämtliche Mittel und Stätten der Arbeit jedermann zugänglich sein. Eine möglichst rasche und übersichtliche Statistik bringt jede Bewegung der Erzeugung, des Verbrauchs und der Preise aller Güter zur öffentlichen Kenntnis. Damit jedermann in die Lage komme, diese Kenntnis praktisch zu verwerten, wird dafür gesorgt, daß jedermann jederzeit in den Besitz der erforderlichen Produktionsmittel gelangen könne. Es sind dies: Naturkräfte und Kapitalien. Denn der Mensch kann seine Arbeitskraft nur dann benutzen, wenn er einerseits über entsprechende Werkzeuge oder Maschinen, anderseits über die von der Natur dargebotenen Stoffe und Kräfte verfügt. Demgemäß leiht das freiländische Gemeinwesen jedem seiner Mitglieder auf Wunsch Kapitalien zinslos, aber gegen Rückzahlung — aus den Erzeugungserträgen — innerhalb angemessener Fristen. Während nun jedes Kapital erzeugt worden ist, hat den Boden, der die Naturstoffe und -kräfte vertritt, niemand erzeugt; es besitzt also ursprünglich niemand einen Eigentumsanspruch auf ihn und jedermann darf ihn benutzen.

In Freiland bleibt der herrenlose Boden dauernd herrenlos. Im Grunde genommen, sind aber auch die Kapitalien daselbst herrenlos, denn sie werden aus den Steuergeldern entnommen; sie gehören allen und keinem, da die Gemeinschaft der Produzenten sie hergibt, um sie zurückzuempfangen, zu benutzen und wieder zu erstatten. Die eingehenden Ausführungen Hertzkas über Boden und Kapital sind ebenso geistreich wie lichtvoll, und ich bedauere sehr lebhaft, daß der Raum mir nicht gestattet, längere Auszüge daraus zu machen. Wer in Freiland Boden bebauen will, darf dies tun, wo es ihm beliebt und kann seinen Anteil am Ertrag einheimsen. Damit hört jede Grundrente auf, denn diese ist nichts anderes als der Herrenzins für die Benutzung des Bodens. Freiland bedarf nicht, wie die „ausbeuterische“ Welt, der Herren, die den Boden erst „besitzen“ müssen, damit er bebaut werden könne. Das Zaubermittel, welches dort die Bebauung des gänzlich freien Bodens ermöglicht, ohne daß man sich darob in die Haare geriete, ist dasselbe, welches die Gütererzeugung ohne Lohnarbeiter ermöglicht: die freie Assoziation, die ja auch, abgesehen vom Lohn, den Unternehmergewinn aus der Welt schafft.

Ebenso überflüssig wie der Lohn, der Unternehmergewinn und die Bodenrente ist in Freiland der Kapitalzins. Es ist niemandem verboten, sein Geld auf Zins zu verleihen (und nach außen hin,

d. h. in ausländischen Werten, wird viel freiländisches Kapital zinstragend angelegt), aber niemand würde einen Abnehmer dafür finden, da, wie gesagt, jedermann zu Arbeitszwecken Kapital zur Genüge zinslos haben kann. Man könnte einwenden, daß die Verfügung über die Ersparnisse der Gesamtheit zugunsten der Kapitalbedürftigen ein Unrecht bilde und Kommunismus sei. Welches Recht, könnte man fragen, habe überhaupt ein Darlehnsnehmer, den ganzen Vorteil, der ihm aus der Verwendung des geborgten Kapitals erwächst, einzuheimsen, und dem Sparer (Gläubiger) nichts davon abzutreten? Wie will man sich ohne Gegenleistung (Zins) in den meisten Fällen überhaupt Kapitalsdarlehen verschaffen? Der Zins wird ja doch offenbar nur gezahlt, um den Sparer zur Anlegung seines Geldes anzuspornen. Wie kommt die freiländische Staatsleitung dazu, Leute von Amts wegen zum Sparen für andere zu zwingen, d. h. aus den Abgaben mancher, die vielleicht wenig Kapital brauchen, die Produktion anderer zu dotieren, die zufällig starken Kapitalbedarf haben? Welcher Vorteil wird jenen für die ihnen aufgenötigte Sparsamkeit geboten? Antwort: Ein Anteil an der Verbesserung der Produktion. In der heutigen Wirtschaftsordnung ist der Gläubiger auf die Zinsen angewiesen, da er aus der Erzeugungsverbesserung, die der Schuldner mit Hilfe des entliehenen Kapitals erzielt, keinerlei Gewinn zieht. In Freiland aber, wo wirtschaftliche Gerechtigkeit und

soziale Freiheit eingeführt sind, ist der bezügliche Anteil des Gläubigers genau so groß wie der des Schuldners, denn dort verteilt sich jede Produktionsverbesserung gleichmäßig auf alle, indem die herrschenden Einrichtungen zur Folge haben, daß sich jede, an welchem Erzeugungsort immer erzielte Ertragssteigerung auf alle Produktionsorte und -arten überträgt.

Weiter oben ist schon betont worden, daß die grundlegende Voraussetzung der wirtschaftlichen Gerechtigkeit in dem Verbleiben des ganzen Reinertrags der eigenen Arbeit in den Händen der Arbeitenden besteht. Daß aber alle Arbeitenden selber und ausschließlich Erzeuger dieses ganzen Ertrages sind, geschieht zum ersten Male in Freiland. In der jetzigen Wirtschaftsordnung ist das nur im Kleingewerbe der Fall, und auch da bloß selten, im Großgewerbe nie. Die allermeisten Arbeiter erzeugen heute mit ihrer Arbeit nur einen Teil des Produktes, während ein anderer Teil von dem Kapital und der Tätigkeit des Arbeitgebers hervorgebracht wird. Ohne den organisatorischen und disziplinierenden Einfluß des letzteren wäre die Mühe der Arbeiter unfruchtbar oder doch weit weniger fruchtbar. Sobald mehrere Arbeiter unter einen Hut gebracht werden sollen, wird ein „Herr" notwendig, der die Widerstrebenden streng zusammenhält und dafür den Hauptertrag der Arbeit einstreicht, jenen im allgemeinen nur so viel — manchmal kaum so viel — oder nicht

viel mehr einräumend als zu ihrem Lebensunterhalt unbedingt erforderlich ist. Mutatis mutandis haben auch die Produktivgenossenschaften Schultze-Delitzsch' und anderer nichts am Wesen der Knechtschaft geändert, nur der Name der „Herren" hat gewechselt; dasselbe gilt vom Kommunismus. Damit die Arbeit wirklich frei und eigenberechtigt werde, müssen sich die Arbeiter als solche, nicht aber als kleine Kapitalisten zusammentun; erst wenn sie sich lediglich als Arbeitende organisieren, fällt ihnen als solchen — andernfalls nur als Kapitalisten — der volle Arbeitsertrag zu.

Dieses Zusammentun ohne jeglichen Rest des alten Herrschaftsverhältnisses irgend eines Arbeitgebers ist das Grundproblem der sozialen Befreiung. Hertzka behauptet mit Recht, daß eine solche Selbstorganisierung keineswegs so schwierig sei, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Er gibt zu, daß anfänglich große Fehlgriffe möglich sind, aber ohne Irrtümer geht es ja nirgends in der Welt ab, und dann würde der „gesunde Eigennutz" im Verein mit der unbegrenzten Öffentlichkeit aller Produktionsvorgänge für baldiges Gutmachen der Schnitzer sorgen.

Die leitenden Grundzüge der freiländischen Produktionsweise sind die folgenden: Der Eintritt in jede Arbeits-Assoziation steht jedermann frei, auch kann man jede Assoziation jederzeit verlassen. Jedes Mitglied erhält einen, seiner Arbeitsleistung entsprechenden

Anteil am Reinertrag seiner Assoziation. Die Arbeitsleistung wird jedem Mitglied im Verhältnis der geleisteten Arbeitsstunden berechnet, jedoch — um bei hohem Ertrage leichtfertiges Zuströmen einzudämmen — mit der Maßgabe, daß ältere Mitglieder für jedes Jahr, um das sie der Assoziation länger angehören als später eingetretene, eine Prämie von x% des Normalstundenertrages erhalten. Die Leistungen der Vorsteher oder Leiter jeder Assoziation werden einer im Wege freier Vereinbarung bestimmten Anzahl von Normal-Arbeitsstunden gleichgestellt. Der Ertrag jeder Assoziation wird am Schlusse jedes Betriebsjahres berechnet und der Zentralbank mitgeteilt, welche dann nach Abzug der etwaigen Kapitalrückzahlungen und der an das Gemeinwesen zu entrichtenden Abgaben die Verteilung des Reingewinns an die einzelnen Assoziationsmitglieder durch Gutschrift in den Bankbüchern vornimmt. Inzwischen haben die Arbeitenden, wie schon einmal erwähnt, Vorschüsse von x% des vorjährigen Reinertrags erhalten. Die oberste Behörde jeder Assoziation ist die Generalversammlung ihrer sämtlichen Mitglieder. Die Geschäftsleitung ruht in den Händen eines Direktoriums, das von der Generalversammlung auf x Jahre gewählt wird, aber nötigenfalls jederzeit absetzbar ist. Die Generalversammlung wählt auch einen Aufsichtsrat, der die Aufgabe hat, das Gebahren der Geschäftsleitung zu überwachen und die Bücher zu prüfen. Die Direktoren,

deren Gehälter — wie gesagt, in Normal-Arbeitsstunden — in der Generalversammlung vereinbart werden, ernennen die Unterbeamten der Assoziation.

Ich habe vorhin die Abschaffung des Geschäftsgeheimnisses gestreift. Wo der Kampf ums Dasein darin gipfelt, daß man einander nicht bloß auszubeuten, sondern auch, wenn möglich, wirtschaftlich zu vernichten trachtet, wo infolge der allgemeinen Überproduktion „konkurrieren" so viel heißt wie: einander die Kunden abjagen, dort wäre Preisgebung der Geschäftsgeheimnisse gleichbedeutend mit Preisgebung mühsam errungenen Absatzes, also mit Untergang. Wo die große Mehrheit der Menschen sich mit dem zur knappsten Lebensfristung Nötigen begnügen muß, also nicht kaufkräftig ist, kann es selbstverständlich keine Verwendung für die Gesamterträge hochproduktiver Arbeit geben, und da infolgedessen das Angebot die Nachfrage übersteigt, so muß die erste Sorge der Erzeuger auf die Erzielung eines möglichst großen Absatzes gerichtet sein. So heute; anders in Freiland. Hier kann man des Absatzes jederzeit sicher sein, „denn bei uns kann nicht mehr erzeugt werden, als gebraucht wird, da ja der gesamte Produktionsertrag dem Arbeitenden gehört und der Verbrauch — die Befriedigung eines realen Bedürfnisses — die ausschließliche Triebfeder der Arbeit ist; bei uns kann also durch Preisgebung der Absatzquellen niemand um seine Kunden kommen. . . . Wir lassen jedermann

an unseren Geschäftsvorteilen teilnehmen, können dafür aber auch an jedermanns Geschäftsvorteilen teilnehmen; und wir müssen diese veröffentlichen, weil — mangels eines Marktes willen- und interesseloser Arbeiter — die Veröffentlichung der einzige Weg ist, bei steigender Nachfrage entsprechende Arbeitskräfte heranzuziehen."

Anknüpfend an das vorstehende Zitat lasse ich ein anderes folgen, welches den freiländischen Grundsatz „Ausgedehnteste Öffentlichkeit" betrifft: „Wir gehen von dem Grundsatz aus, daß die Gesamtheit sich so wenig als möglich hindernd oder anordnend, dagegen so viel als möglich orientierend und belehrend in das Tun und Lassen der Individuen zu mengen habe. Jedermann mag handeln, wie ihm beliebt, sofern er nur nicht die Rechte anderer kränkt. Aber wie immer er handle, sein Tun muß vor jedermann offen daliegen. Da er hier nicht mit wirtschaftlichen Gegnern, sondern nur mit wirtschaftlich Wetteifernden zu tun hat, die überdies allesamt ein Interesse daran haben, ihn möglichst zu fördern, so ist diese Offenheit sein eigener Vorteil." Veröffentlicht werden die Listen der Neuankömmlinge mit ihren Gewerben oder Berufen, damit die Betreffenden rasch Arbeit finden können, ferner die ausführlichen Betriebsausweise der Assoziationen.

Die Zentralbank, die ich schon flüchtig berührt habe, spielt eine ungeheure Rolle. Durch ihre Bücher gehen sämtliche Geldangelegenheiten des Staates und

aller Einwohner: die Kapitalien, die Zahlungen, die Gewinnanteile, die Steuern, die gegenseitigen Ver- und Abrechnungen. Diese Bank ist somit ein Clearing-House von großartigster Ausdehnung. Hand in Hand mit ihr gehen die riesigen Zentral-Lagerhäuser und Warenhallen, in denen der Ein- und Verkauf aller erdenklichen Erzeugnisse und Handelsartikel des Landes konzentriert ist. Es steht zwar jedermann frei, anderwärts zu kaufen oder zu verkaufen, aber jene öffentlichen Umsatzstellen bieten so große Vorteile, daß niemand daran denkt, sie zu umgehen, denn man hat keinerlei Einlagerungs- und Manipulationsgebühren zu bezahlen; auch ist mit diesen Lagern ein umfassendes Warrantsystem verbunden; die Verwaltung ist als Vermittlerin der Kaufaufträge stets vortrefflich über die Marktlage unterrichtet und kann die eingelagerten Waren meist mit nahezu dem vollen Werte belehnen; auch für die Vermittelung wird nichts berechnet.

Ebenso einfach wie sinnreich ist das freiländische Steuerwesen eingerichtet. Die Abgaben werden ohne jede Hilfe von Ämtern und Beamten dadurch eingehoben, daß die Zentralbank das Konto jedes Bürgers mit dem betreffenden, für alle gleichen Prozentsatz des Reingewinnes seiner Arbeit belastet. Natürlich kennt die Bank sowohl auf Grund ihrer Bücher als auch infolge der großen Öffentlichkeit die Höhe des Arbeitsanteils, wie überhaupt den ganzen Vermögensstand jedes einzelnen.

Die Steuern werden also kostenlos, schleunig und auf vollkommen sicherer Berechnungsgrundlage erhoben. Selbst beim größten Anwachsen des Arbeitsertrages belaufen sich die Steuern auf 30—35% desselben, denn Hertzka stellt hohe Ansprüche an die Finanzkraft des Staates. Die Hauptposten seines Ausgabenbudgets sind: die Kapitalsdarlehen, das überaus entwickelte öffentliche Erziehungswesen, die Verkehrsmittel, das Bauwesen, vor allem aber die gewaltigen Versorgungssummen, denn alle Männer von über 60 Jahren, sowie sämtliche Frauen — auch die verheirateten —, Kinder und Arbeitsunfähige werden aus Staatsmitteln mit beträchtlichen Jahreseinkünften versehen. (Vielleicht geht Hertzka übrigens sowohl in der Allgemeinheit als auch in der Höhe der Versorgungsansprüche allzu weit.) Auch die Statistik, die Zentralbank und die Lagerhäuser erfordern Geld, wenngleich verhältnismäßig wenig. Dagegen kosten das Polizei- und Militärwesen, die Rechtspflege und die — nicht vorhandene — Finanzverwaltung gar nichts — also gerade diejenigen Posten, die in anderen Ländern neun Zehntel des ganzen Budgets zu verschlingen pflegen. Außerordentlich interessant lesen sich im Verlaufe des Buches die trefflichen Darlegungen darüber, wie diese Obliegenheiten, soweit sie nicht gänzlich überflüssig geworden, dennoch recht wirksam versehen werden.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen der *politischen*

Verfassung Freilands sind die folgenden. Die Regierung liegt in den Händen von zwölf „Regenten“, die mit den zwölf inländischen Ausschußmitgliedern der „Internationalen Freien Gesellschaft“ identisch sind. Jeder von ihnen steht einem der zwölf Verwaltungszweige vor: Präsidium, Versorgungswesen, Unterricht (nebst Militär), Kunst und Wissenschaft, Sanität und Justiz, Kommunikationswesen, Post und Telegraphie, Auswärtige Angelegenheiten, Statistik, Lagerhausverwaltung, Zentralbank, Gemeinnützige Unternehmungen. „Die öffentlichen Angelegenheiten werden nach den Entschließungen aller voll- (mehr als zwanzig-) jährigen Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts verwaltet, die sämtlich in allen die Gesamtheit betreffenden Angelegenheiten das gleiche aktive und passive Wahlrecht besitzen.“ Wie die ausübende (Regierungs-) Gewalt, ist auch die beschließende (parlamentarische) nach Geschäftszweigen getrennt, d. h. die freiländischen Kammern sind keine politischen Parteiparlamente, sondern Fachkörperschaften. Sie sind nicht aus Personen zusammengewürfelt, die, natürlich ohne sämtliche Fächer verstehen zu können, als Laien über sämtliche Gebiete des Lebens Gesetze machen, die oft den sonderbarsten Interessen und Zufällen ihr Entstehen verdanken. Vielmehr wählen die Angehörigen der betreffenden Berufsarten Fachparlamente für die zwölf Verwaltungszweige, so daß einerseits die Wähler die zu Wählenden richtiger

beurteilen können und besser wissen, wem und aus welchen Gründen sie ihre Stimme geben, anderseits die Vertretungskörper durchweg aus Sachverständigen bestehen, was für das Staatswohl doch wahrlich ersprießlicher ist als das heutige Parlamentswesen.

Geldverkehr und Wertmesser. Der Umstand, daß sich die Ausgleichung des gesamten riesigen Umsatzes durch die Zentralbank mit verschwindend geringen Barbeträgen vollzieht, sowie die Bemessung der Beamtengehälter nach Normalarbeitsstunden regt die Frage an, wozu Freiland das Gold als Wertmaß beibehalten hat. Läge es nicht nahe, die Arbeitsstunde als Geldeinheit einzuführen? „Dies würde," sagt ein hervorragender, aber unwissenschaftlicher Besucher aus Europa zum Leiter der Zentralbank, „auch der gesamten sozialen Ordnung Freilands besser entsprechen, in welcher doch die Arbeit Grundlage und Quelle alles Wertes ist." Zunächst steht dem aber entgegen, daß diese laienhafte Anschauung mancher Sozialreformer auf einer Verwechslung zwischen Wertmesser und Einkommenquelle beruht. Es ist falsch, daß die Arbeit allein die Quelle des Wertes sei; sonst wäre ja auch in der jetzigen Wirtschaftsordnung alles zum Besten der Arbeiter bestellt, denn über ihre Arbeitskraft verfügen dieselben schon jetzt. Ihr Elend rührt ja aber eben daher, daß sie nur über die Arbeitskraft, aber nicht auch über die anderen Dinge verfügen, die außerdem zur Wert-

erzeugung erforderlich sind, d. h. Kapitalien und Naturstoffe. Allein selbst wenn die Arbeit wirklich die einzige Quelle und der einzige Bestandteil des Wertes wäre, bliebe sie noch immer der denkbar schlechteste Wertmesser, denn unter allen Wertdingen ist sie den größten Veränderungen ausgesetzt. Die Verschiedenheit der Arbeitenden setzt ihren Wert großen Schwankungen aus; mit jedem Fortschritt menschlicher Kunstfertigkeit und Betriebsamkeit wächst ihr Wert. Es gibt keinen Wertunterschied zwischen zwei gleichen Mengen Goldes, während der eine Arbeitstag wesentlich wertvoller sein kann als der andere und man zur Feststellung der Wertverschiedenheit der beiden Arbeitstage kein anderes Mittel hat, als eben ihre Vergleichung mit einem wirklich wertkonstanten Ding, am besten also mit dem Golde. Nur kommunistische Gemeinwesen können den Arbeitstag als Wertmesser betrachten,* denn sie überlassen die Herstellung des richtigen Wechselverhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage nicht dem freien Verkehr, sondern bewerkstelligen diese Herstellung von obrigkeitswegen, bringen das aber selbstverständlich nur dadurch zuwege, daß sie nicht fragen, was jemand genießen und was er arbeiten will, sondern Genuß und Arbeit vorschreiben; in Freiland jedoch wird das gerade Gegenteil des Kommunismus, die absolute persönliche Freiheit, angestrebt.

Krisen und Bankerotte sind im wirtschaftlichen Leben

Freilands ausgeschlossen. Was der Verfasser hierüber und im Anschluß daran über Produktionsschwankungen, Schutzzoll und Freihandel, große Vermögen, Interessengemeinschaft, endlich Privatunternehmungen und Aktiengesellschaften sagt, ist durchweg eben so geistvoll wie anziehend, ohne extrem oder überspannt zu sein.

III.

Hertzka bemerkt in einem seiner freiländischen Werke, er hoffe, die Verwirklichung seiner Ideen noch zu erleben — wenigstens einen kräftigen Versuch dazu — „denn jene Herrschaft über die Naturkräfte, die Baco von Verulam in seiner „Nova Atlantis“ vorahnend als Ende des menschlichen Elends besungen, ist nun tatsächlich erreicht, und was uns deren Früchte heute noch vorenthält, was uns hindert, von ihren Entdeckungen und Erfindungen vollen Gebrauch zu machen, das ist einzig jenes träge Beharrungsvermögen, welches Gesetze und Einrichtungen noch in Kraft erhält, nachdem die Voraussetzungen unter denen sie entstanden, längst entschwunden sind.“ Ja, nur die eigene Torheit und Gedankenlosigkeit kann uns fürder abhalten, das einst unvermeidliche, jetzt aber überflüssig gewordene Elend unsrer veralteten, überlebten Weltordnung zu beseitigen und jenes Glück und jenen Wohl-

stand zu genießen, „zu deren Herbeischaffung uns die bereits vorhandenen Kulturmittel vollauf in den Stand setzen. Sehr vieles von dem, was unser Autor als tatsächlich geschehen nur erzählt, könnte wirklich geschehen, wenn sich genug Menschen fänden, die sich durch ihre Überzeugung von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände zu dem Entschluß hindrängen ließen, zu handeln, statt bloß zu klagen. Es wäre das der erste praktische Schritt zu einer großen Reform; folglich wäre die Sache nicht allzu leicht. Bedeutende Reformen sind eben nie leicht aber ihre großen Schwierigkeiten schrumpfen sehr zusammen, wenn sich beherzte, tatkräftige Männer zu deren Überwindung die Hand reichen. Wenn fünfzig denkende, Personen ernstlich wollen und planvoll vorgehen, muß es ihnen gelingen, tausend tüchtige, intelligente Leute als Pioniere zu gewinnen, und das ist jedenfalls leichter als die Bekehrung der Gesamtheit; diese humpelt von selbst nach, sobald greifbare Erfolge eingetreten sind.

„Schön!" höre ich viele sagen; „aber ist das Hertzkasche Projekt überhaupt ausführbar?" Antwort: Wahrscheinlich. Ich habe von Lesern des Buches mancherlei Einwendungen gegen die Durchführbarkeit vernommen, und es ist natürlich, daß sich, solange die Sache Theorie bleibt, viele theoretische Einwände erheben lassen. Ja, der Verfasser selbst bringt ihrer eine sehr große Anzahl vor, freilich nur um sie alsbald zu widerlegen. Selbstverständlich ist es überhaupt keine Kunst, gegen etwas

Neues und Verblüffendes Einwendungen zu machen; ob die Neuerer oder die Zweifler und Tadler Recht behalten, können ja doch erst praktische Versuche lehren. So z. B. glaube ich mit manchem anderen Kritiker, daß das Tempo, in welchem Hertzka alle Erfolge seiner Staatengründer und seiner Grundsätze eintreten läßt, ein viel zu rasches ist; die Gewinnung der Eingeborenen Zentralafrikas, die Zivilisierung derselben, die Erringung eines großen Absatzmarktes, die Steigerung des Arbeitsertrages, der ganze riesige Aufschwung Freilands, die Frist bis zum Übergang der gesamten Kulturwelt zur freiländischen Wirtschaftsordnung usw. — alles geschieht mir zu schnell. Aber dieser Punkt ist, wie mancher andere, den ich anführen könnte, nebensächlich, abgesehen davon, daß dieser Eifer von der Begeisterung Hertzkas für die gute Sache herrührt und entschuldbar ist, weil er in das Gebiet jener Übertreibung gehört, die mit der wahren Begeisterung fast untrennbar verbunden zu sein pflegt. Das einzige ernste Hindernis, das dem Plane des Verfassers im Wege steht, ist meiner Ansicht nach die Schwierigkeit, für die Gründung einer Versuchs-Ansiedlung eine wirklich geeignete, gesunde, herrenlose Örtlichkeit zu finden.

Ich resumiere, ehe ich schließe, was das Neue und Grundlegende in Hertzkas wirtschaftlichen Ideen und Vorschlägen ist: 1. Abschaffung des Kapitalzinses durch Kapitalsdarleihung von staatswegen und ohne kommu-

nistischen Beigeschmack. 2. Beseitigung der Grundrente durch die Herrenlosigkeit des Bodens. 3. Beseitigung von Lohn und Unternehmergewinn durch Heimfall des ganzen Arbeitsertrages an die Arbeitenden. 4. Abschaffung des Geschäftsgeheimnisses durch Einführung schrankenloser Öffentlichkeit aller Geschäftsvorgänge. 5. Vereinigung der Arbeiter zu vollkommen freien Assoziationen. 6. Vorwalten eines gesunden Eigennutzes in Verbindung mit freiestem Individualismus.

Man sieht, unser Sozialreformer ist kein Sozialdemokrat, kein Kommunist, kein Umstürzler. Er wendet sich mehrfach entschieden gegen den „Kollektivismus" dieser extremen Richtungen. Er will nicht, daß der Einzelne in der Gesamtheit aufgehe und geistig eine Null bleibe; er will nicht, daß den Bürgern nur das notwendigste Ausmaß an Bedürfnissen verstattet sei, sondern, daß sie im Überfluß leben; er will nicht, daß sie nur angestellte Lohnarbeiter des Staates seien, sondern, daß sie ihre eigenen Herren werden und alles für sich behalten. Der „wesenlose Sozialismus der abstrakten Idealisten" liegt ihm fern; sein, die Menschenliebe keineswegs ausschließender „erleuchteter Eigennutz" entspricht der menschlichen Natur weit besser.

2. Freiland in Deutschland.

1895 tauchte zum erstenmal der auf den Schultern Hertzkas stehende originale Denker Franz Oppenheimer öffentlich auf. Er hat seither seine Lehren und Pläne reifen lassen und in einer Reihe neuer Schriften niedergelegt — insbesondere „Die Siedlungsgenossenschaft" (1896), worin er am Schlusse seine „Freilandsatzungen" mitteilt — welche m. E. nur deshalb nicht das lebhafte Aufsehen der Hertzkaschen gemacht haben, weil sie nicht in das romantische Kleid einer hübschen Erzählung gehüllt, sondern rein theoretisierend sind.

Oppenheimer läßt vor den Blicken der Menschenfreunde das prächtige Sternbild „Siedlungsgenossenschaft" erscheinen, das aus dem sozialen Dreigestirn „Genossenschaftswesen, Bodenreform und Gewinnbeteiligung" besteht. Er will durch Verbindung und Hochentwickelung dieser drei Sterne erster Größe am Wirtschaftshimmel drei Fliegen mit einer Klappe töten und so eine annähernde Lösung der vertrackten „sozialen Frage" herbeizuführen suchen. Bei aller Anhängerschaft an die Pläne und Lehren seines Vorbildes Hertzka empfand er lange einen wissenschaftlichen Grundmangel in den Zusammenhängen der Wirkungen des Produktivgenossenschaftswesens einerseits und in denen der Ver-

10*

teilung des Einkommens zwischen Kapital und Arbeit anderseits. Scharfes Denken verhalf ihm zu der Entdeckung, daß dieser Mangel in dem Mangel an der Erkenntnis besteht, „daß alle Einkommen eines Volkes, das Freizügigkeit besitzt, in ihrer Höhe bestimmt werden durch das Einkommen der tiefst entlohnten Schicht.“ Dieses Kolumbus-Ei, das Oppenheimer vor elf Jahren gelegt hat, ist bislang unangefochten geblieben, und auf ihm beruht Oppenheimers ganzes System. Wolle man den Massen zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen, so müsse man vorerst die Existenz der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft als der tiefst entlohnten heben, das übrige folge dann schon mit gesetzmäßiger Naturnotwendigkeit nach, bis allen geholfen ist.

„Die fundamentale Tatsache für jedes Verständnis der Industriebewegung im Großen ist die ländliche Kauffraft.“ Dieses von Oppenheimer gefundene Gesetz hat bislang niemand widerlegt und es ist berufen, eine neue Volkswirtschaftsepoche einzuleiten, wenn es erst bekannter geworden sein wird. Untersuchungen lehrten unsern Forscher, daß die Grundrente, der Ertrag des Großgrundeigentums, „entstanden ist nicht auf dem Boden der Tauschwirtschaft, der freien Arbeit gleichberechtigter Kontrahenten für den eignen Vorteil, sondern auf dem Boden der älteren Produktionsform, der Sklavenwirtschaft, d. h. der erzwungenen

Arbeit unterworfener Menschen für ihre bevorrechteten Herren.“ Dieses unanfechtbare Gesetz gehört heute schon zu den unverlierbaren Tatsachen der Wissenschaft und Oppenheimer hat damit etwas Grundlegendes geschaffen. Es erklärt viele Dinge, u. a. auch den Ursprung des Umstandes, daß die landwirtschaftlichen Arbeitslöhne in der Regel die niedrigsten aller Löhne sind.

Mittels geistvoller Argumentation weist Oppenheimer nach, daß die einzig richtige und mögliche Form, den landwirtschaftlichen und dadurch mittelbar allen Arbeitern gründlich zu helfen, die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft in ihrer von Oppenheimer ersonnenen Vollendung als „Siedlungsgenossenschaft“ ist.

Setzen wir den Fall, die Landarbeiter brächten es auf ein Einkommen von 2000 Mk., so wäre in den Städten kein Industriearbeiter, kein noch so kleiner Schreiber oder Unterbeamter unter mindestens 2001 Mk. zu haben, denn sonst würde er aufs Land gehen. „Die soziale Frage ist nur vom Lande her zu lösen,“ ruft Oppenheimer daher aus. Da nun gegenwärtig dem Landarbeiter die geistigen Bildungsmittel und die Koalitionsfreiheit in Deutschland und Österreich-Ungarn bloß in äußerst beschränktem Maße zur Verfügung stehen, bleibe eben nur die Schaffung zweckdienlicher Genossenschaften übrig. Da der Arbeiter aber, wie schon Lassalle hervorhob, hauptsächlich als Produzent leidet, könne man ihm nur durch Produktionsgenossenschaften

helfen. Während nun die gewerblichen Produktiv=genossenschaften in der Regel scheitern, weil die für sie erforderlichen Vorbedingungen selten gegeben sind, lehrt die Erfahrung, daß die landwirtschaftlichen in fast allen Fällen Erfolg haben und gut rentieren. Oppenheimer weist an dem berühmten irischen Beispiel von Ralahine nach, wie diese Wirtschaftsform selbst im Schoße der rohesten, zügellosesten Bevölkerung nicht nur möglich ist, sondern die anscheinend schlimmsten Menschengruppen — anscheinend, weil eben nur durch jämmerliche Verhältnisse schlimm geworden — geradezu in anständige, tüchtige, wackere Leute zu verwandeln vermag. Die Menschen brauchen vorher gar nicht Engel zu werden, um für ideal=radikale Reformen reif zu werden: die Einführung guter Reformen verändert die Menschen schon von selbst zum Bessern.

Was hat nun z. B. in Ralahine die Faulenzer in fanatische Arbeitsbienen, die Säufer in Nüchterne, die Stänkerer in ruhige Bürger, die Vergeuder in eifrige Sparer, die Mörder in solide Bauern verwandelt? Das Selbstinteresse, der erleuchtete Eigennutz des Kleingrundbesitzers. Solange der gesamte Boden dem Großgrundherrn gehörte, war den Leuten alles gleichgültig oder verhaßt; sobald sie jedoch ihre eigenen Parzellen bekamen und für sich selbst zu arbeiten begannen, hörten Verbrechen und Unsittlichkeit auf, denn man war in die Lage gesetzt, die große Armut sich vom

Halse zu halten und menschenwürdig zu leben. Und es ist sicher, daß in allen Fällen von kleinbäuerlicher Genossenschaft der „Genosse" so rührig ist wie der Bauer auf der eigenen Scholle, d. h. er arbeitet doppelt so viel wie der Tagelöhner und richtet nur den zwölften Teil des Schadens an.

Hierzu kommt, daß durch die Genossenschaftsform die Kaufkraft des Einkommens gesteigert wird. Die Genossen verdienen nicht nur mehr Geld, sondern ihr Konsumverein verschafft ihnen für dieses mehr Güter als der Krämer. Sie können ihre eigenen Erbpacht-Parzellen von sechs bis acht Morgen mit Hilfe gemeinsamer Zuchttiere, Dreschmaschinen und Milchwirtschaft, gemeinsamen Dünger- und Sämereien-Einkaufs, Bau- und Meliorationkredits, Produktenverkaufs ꝛc. sparsam und einträglich bewirtschaften und das Schulze-Delitzsch'sche Ideal verwirklichen: „das System der ineinandergreifenden Genossenschaften mit der Produktivgenossenschaft als Krönung des Gebäudes." Der Kleingrundbesitz kann so alle Vorteile des mit Kapital, Maschinen und Intelligenz arbeitenden Großbetriebes genießen. Wo der Bauer für sich und die Seinen schafft, verwandelt er selbst schlechtes Land in fruchtbare Felder. Selbstverständlich würde bei so intensiver Wirtschaft der Boden dreifach tragen und die Güter würden an Wert so zunehmen, daß ein überschuldet erworbenes Gut bald nur noch recht niedrig verschuldet wäre.

Sollte ein erster praktischer Versuch der Durchführung der Oppenheimerschen Ideen glücken, so würden zweifellos recht bald viele Güter, die bis jetzt von gleichgültigen oder unzufriedenen Tagelöhnern bebaut werden, in genossenschaftliche Betriebe verwandelt werden, denn erfahrungsgemäß vermehren sich aufs schnellste alle Genossenschaften, die geschäftliche Vorteile bieten. Angesichts des Mangels an Landarbeitern würde nun der Zufluß von Arbeitskräften zu den genossenschaftlichen Gütern eine Steigerung der Löhne auch auf den, unter noch größerem Arbeitermangel leidenden privaten Gütern zur Folge haben. So wäre das Ziel, durch das Oppenheimersche Verfahren die gesamte ländliche Arbeiterschaft zu heben, erreicht. Nun wäre aber die große Mehrheit der Grundherren wegen ihrer argen Verschuldung außerstande, wesentlich höhere Löhne zu zahlen als jetzt, weil sie sonst die Hypothekenzinsen nicht bestreiten könnten. Die Güter würden daher im Auktionswege an Genossenschaften übergehen und so träte eine Beschleunigung ein in der Verbesserung der Lage der Landarbeiterklasse. Durch die Steigerung des Einkommens der letzteren steigt einerseits deren Kaufkraft für städtische Industrieerzeugnisse erheblich, was eine vermehrte Nachfrage — mit Lohnsteigerung — nach Industriearbeitern bedingt; anderseits steigert der Rückfluß aufs Land ebenfalls die Nachfrage nach Industriearbeitern als Ersatz für die rückfließenden Kräfte und hierdurch wachsen die städtischen

Lohnsätze; folglich hebt die Besserung der Lage der ländlichen Arbeiter, als der niedrigst entlohnten Schichte, mittelbar auch die Lage der städtischen. „Das heißt, der Anteil der Arbeit am Güterprodukt wächst, der des Kapitals aber sinkt."

Oppenheimers Darlegungen und Pläne sind durchaus nüchtern; sie haben nichts Utopisches an sich; die gesamte Erfahrung spricht für ihre leichte Durchführbarkeit: die Erfahrung Deutschlands mit den freibäuerlichen Genossenschaften des 11. bis 14. Jahrhunderts mit ihrem Fehlen von Ausbeutung, Not, Krisen und Sittenlosigkeit; ferner die modernen Erfahrungen vieler Versuche in England und Amerika. Und so klingt es denn durchaus einleuchtend, wenn unser Autor schreibt: „Die Grundlage einer vernünftigen, harmonischen Wirtschaft können wir herstellen: die Möglichkeit für jeden, Zugang zu Grund und Boden zu erlangen, ohne eine von Jahr zu Jahr wachsende Steuer zu entrichten: die Zuwachsrente, d. h. das Einstreichen eines völlig unverdienten Mehrwertes durch den Grundbesitzer."

Wodurch unterscheidet sich die Oppenheimersche „Siedlungsgenossenschaft" von den bisherigen ländlichen Produktivgenossenschaften? Erstens durch die Organisation, zweitens durch die Verbindung von Landwirtschaft und Gewerbe. Seine Genossenschaften sollen die Vorzüge des Rentengutes und der Arbeiterpacht verbinden, die Fehler beider Formen jedoch vermeiden.

Die „Genossen" sollen auf Erbpacht angesiedelt werden auf den Außenschlägen mittelgroßer Güter, „die bekanntlich geringen oder keinen Ertrag bringen, wenn sie von dem weit entfernten Haupthofe aus bewirtschaftet werden." Auf jeder Parzelle befindet sich ein Haus. Die Düngung und Ernte besorgt sich jeder Genosse selbst, alles übrige geschieht genossenschaftlich. „Das Hauptgut bewirtschaften sie gemeinsam unter Leitung eines Fachmannes, zahlen Zinsen und Steuern und teilen den Reingewinn nach Maßgabe der Arbeitsleistung ... Hier ist ein Betrieb, der enorm an Produktivkosten spart — weil er statt eines Teiles der baren Löhne Nutzland hergibt, das ihm wenig oder gar nichts kostet und trotzdem seinen Bearbeitern einen großen Teil ihrer bisherigen Lohneinnahmen gewährt —, der beträchtlich geringeren Materialverlust beklagt und wesentlich höhere Erträge erzielt als der Privatbesitzer: der Großbetrieb mit allen seinen besonderen Vorteilen plus den Vorteilen des Kleinbetriebs," bezw. ohne die Nachteile beider. Hier verbindet sich eine glänzende Kapitalsanlage mit der Zuwendung der Grundrente an die Bodenbebauer und mit der Erreichung weitreichender wirtschaftlicher, rechtlicher und gesellschaftlicher Freiheit.

Oppenheimer weist auch nach, daß „im Umkreise einer Siedlungsgenossenschaft die Grundrente sinken und schließlich verschwinden muß." Wo eine Klasse die Grundrente von Feldland zieht, welches von einer anderen

Klasse bebaut wird, muß die letztere abgestoßen werden. Sie wandert entweder aus oder ab. Wie von jeher, verschwindet noch heute der Bauer, wenn er nicht Nutznießer des von ihm bestellten Bodens ist, und selbst dort, wo er Nutznießer (freier Besitzer) ist, kann er durch Überschuldung um die Nutzung gebracht werden und sich zur Ab- oder Auswanderung genötigt sehen. Da nun die Ab- und Auswanderung zu einer Hauptursache der Industrie- bezw. Agrarnot geworden ist, so kann nur das Festhalten der Massen auf dem Lande Hilfe bringen. „Um dies zu erreichen," schreibt Oppenheimer, „muß eine Organisation des landwirtschaftlichen Gewerbes gefunden werden, welche erstens die Nutznießung des Bodens auch den Bebauern gewährleistet und welche zweitens den Bauern eine sozial und materiell günstigere Lage gewährt als die städtische Lohnarbeit. Denn nur dann, wenn dies der Fall ist, werden die Massen aus freiem Willen auf dem Lande bleiben. Wenn sich diese Form finden läßt, dann sind die Folgen für die Volkswirtschaft klar. Wenn nur ein einziges Mal fünf Jahre lang die 460 000 ostelbischen Landarbeiter, statt in die Industriedistrikte zu strömen, in ihrer Heimat sich als Landwirte ansiedeln könnten, dann wäre die industrielle „Reservearmee" in Deutschland nicht einmal, sondern zweimal verschwunden. Dann wären 460 000 Abnehmer industrieller Produkte mehr auf dem Lande, ein Markt, größer als alle tropischen und subtropischen

neuen Kolonien; ihre Nachfrage nach Industrie-Erzeugnissen würde die Nachfrage nach Industrie-Arbeitern enorm steigern; und da die Reservearmee verschwunden wäre, so würde dieser Nachfrage ein absolut zu niedriges Angebot entgegenstehen, und so würden nach einem Gesetze, das kein Marxist je bestritten hat, unter dem Walten der übel berufenen freien Konkurrenz die Löhne ungeheuer steigen, weit über jede Tradeunion-Liste hinaus. Auf Grund dieser unanfechtbaren Schlußfolgerung komme ich zu der Behauptung, daß sich die industrielle Arbeiterfrage nur vom Lande her lösen läßt."

Die landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft Oppenheimers soll, wie gesagt, nur ein Übergangsstadium sein, die Zwischenstufe auf dem Aufstieg zur Oppenheimerschen „Siedlungsgenossenschaft". Es ist dies die höchste Form der Genossenschaft, die „Integration von Landwirten und Gewerbetreibenden". Schon bei rein landwirtschaftlichem Betriebe der Genossenschaften müßte jede einzelne derselben ein Mittelpunkt der Menschenansaugung werden. Da jedes neu beitretende Mitglied einem andern Zentrum entzogen wird, so würde jede Genossenschaft auf ihre Umgebung aggressiv wirken, d. h. ihr Arbeitskräfte entziehen, d. h. die Löhne steigern, den Reinertrag und die Grundrente verringern. Durch den Umstand, daß der Betrieb nicht *rein* landwirtschaftlich, sondern auch, in der Form der „Siedlungsgenossenschaft", gewerblich sein soll, wird jene aggressive Wirkung aufs höchste verstärkt.

Die Aufnahme der Gewerbetreibenden in die Genossenschaft bringt beiden Teilen große Vorteile. Die landwirtschaftliche Genossenschaft gibt gegen eine Pacht, die ihrem höchsten Ertrag gleichkommt, den gewerblichen Genossen ein Stückchen Land für Haus und Gewerbe in Erbnutzung. Sie gewinnt einen Konsumenten, der ihr den Marktpreis für ihre Produkte zahlt, ohne daß sie die Transportkosten tragen muß; sie gewinnt einen Produzenten, dessen Produkte sie gleichfalls ohne Aufschlag von Transportkosten erhält; sie gewinnt eine Familie, deren Mitglieder sie in drängender Zeit als nur vorübergehend besoldete, also äußerst billige Saisonarbeiter anwerben kann; sie behält das Düngerkapital, das sie sonst mit jedem Korn exportieren muß, auf ihrem Areal und spart damit an Kaufdünger, sie gewinnt einen neuen Steuerzahler, ein neues Mitglied der Konsum-, Kredit-, Rohstoff-, Werk-, Bau- und Magazingenossenschaft und einen neuen Bürgen für ihre Schuldverpflichtungen. Der gewerbliche Siedler seinerseits genießt genossenschaftlichen Anschluß, billige Bodenmiete und Lebensmittel und einen sicheren Markt für seine Erzeugnisse. Er kann billiger produzieren als irgend ein technisch gleich ausgestatteter Konkurrent außerhalb, weil er keine Transportkosten aufzuschlagen hat, und hat darum das faktische Monopol des Marktes. „Jeder solche neue gewerbliche Genosse stellt einen winzigen Markt dar, welcher in unmittelbarer Nachbarschaft der

Landwirte liegt. Damit rückt ein — ebenso winziger — Teil des Areals in die Zone intensivsten Gartenbaues. Das fordert neue landwirtschaftliche Genossen. Diese ziehen ihrerseits neue gewerbliche nach sich. Wieder wächst der Markt, wieder tritt ein Teil des Areals in die Gartenbau-Zone, wieder werden neue Genossen nötig und so fort."

Im Gegensatze zu Hertzka hat Oppenheimer sich mit einem praktischen Versuch zur Verwirklichung seiner Ideen nicht überstürzt. Jahrelang sammelte er das erforderliche Kapital, hielt er Ausschau nach einem ganz besonders geeigneten ersten Versuchsobjekt. Im Herbst 1905 endlich kaufte die von ihm zustande gebrachte „Siedlungsgenossenschaft m. b. H." das große Hörselberggut Wenigenlupnitz bei Eisenach. Als ihr verantwortlicher Leiter zog Oppenheimer in der zweiten Aprilhälfte 1906, nach Beendigung der nötigen Vorarbeiten, samt Familie auf das Gut, um die mühsame und selbstlose Reformarbeit tatsächlich zu beginnen. Man darf auf das Ergebnis des Versuchs im höchsten Grade gespannt sein und man muß innig wünschen, daß dem schönen Plan ein volles Gelingen zuteil werde — dem Plan, in Deutschland ein „Freiland" zu schaffen!

Ungebaute Idealstädte.

1. Hygiea.

Die Ärzte predigen dem Publikum immer wieder vor, wie es sich vor Krankheiten schützen und seine Gesundheit bewahren solle. Die Zeitungen veröffentlichen zahlreiche hausmedizinische und populär-hygienische Artikel. Trotz alledem ist die Sterblichkeit noch immer eine recht große. Welches sind die Ursachen der vielen Krankheiten und wie ließen sich diese Ursachen am besten beseitigen? Wie könnte man die Ungebildeten am praktischsten davon überzeugen, daß viele der Ursachen in unserer Gewalt liegen, daß ohne gesunde Leiblichkeit weder Seelenfriede noch geistige Entwicklung möglich sind und daß die Armut der Schatten der Krankheit, der Wohlstand jedoch die Folge der Gesundheit ist? Ein englischer Arzt, Dr. B. W. Richardson, der ein berühmter Hygieniker war, schien zu glauben, daß es das Eindringlichste wäre, dem Publikum die Sache recht greifbar darzustellen, und zwar in Gestalt einer musterhaften Gesundheitsstadt von etwa 100 000 Einwohnern, in der es vorbildlich hergehen müßte, d. h. so, wie es in einer gesunden Stadt hergehen soll.

Der Londoner Architekt Chadwick pflegte zu behaupten, er sei imstande, eine Stadt mit beliebiger

Sterblichkeit von fünf bis fünfzig und darüber pro Tausend zu erbauen. Dr. Richardson pflichtete ihm vollständig bei und meinte, es sei möglich, eine Stadt so einzurichten, daß, wenn die sanitären Einrichtungen wirklich von wissenschaftlicher Erkenntnis geleitet würden, das Resultat in gesundheitlicher Hinsicht insofern der Vollkommenheit nahe gebracht werden könnte, als man die möglichst geringe Sterblichkeit mit der möglichst hohen Langlebigkeit vereinigen würde. Dr. Richardson veröffentlichte eine Broschüre („Hygiea, a city of health“), in der er eine arbeitsame Gemeinde aufbaut, in welcher der Tod zwar nicht abgeschafft, aber doch auf ein den Gesetzen der Natur entsprechendes Minimum beschränkt wird.

Vor allem beruft sich Dr. Richardson darauf, daß die Vergangenheit uns lehrt, die zunehmende Zivilisation an und für sich habe, ohne besondere wissenschaftliche Kenntnisse, die Sterblichkeit im Laufe der Zeit verringert und den Gesundheitszustand gehoben, und es sei daher Aussicht vorhanden, daß dies bei systematischer Anwendung von Wissenschaftlichkeit noch in erhöhtem Grade der Fall sein werde. Für das in Rede stehende Projekt wird nicht ein kleiner Ort gewählt — das hieße sich die Sache leicht machen! — sondern, wie gesagt, eine große Stadt; dies ist um so natürlicher, als ja die größte Sterblichkeit eben in Städten, nicht auf dem Lande zu finden ist. Nach dem Muster unserer Phantasie-

stadt könnten übrigens, freilich mit ungeheuren Kosten, bereits vorhandene Städte umgebaut werden.

„Hygiea“ soll 20000 Häuser zählen, so daß auf eins fünf Personen entfallen, soll von der Natur nicht mit großartigen Hilfsquellen begabt sein und auf einer Area von 4000 Acres stehen. Die Häuser sind auf englische Art eingerichtet und sichern durch gleichmäßige Verteilung eine geringere Bevölkerungsdichtigkeit. Riesenhohe Häuser, welche die Straßen überschatten, mit einem Eingang für mehrere Wohnungen, wie das auf dem Kontinent üblich ist, sind nicht gestattet. Nur in Straßen, die dem Handels- und Gewerbebetriebe gewidmet sind, darf es dreistöckige Häuser geben, aber auch diese dürfen nicht höher sein als 60 Fuß. Im allgemeinen sollen nur ein- bis zweistöckige Häuser in der Höhe von 30 bis 45 Fuß gebaut werden.

Die Stadt hat drei sehr breite Hauptstraßen oder Boulevards, die als wichtigste Verkehrsadern von Ost nach West laufen. Unterhalb jeder dieser drei Straßen besorgt eine unterirdische Eisenbahn den großen Verkehr. Die von Nord nach Süd laufenden, die Boulevards rechtwinklig kreuzenden Straßen, sowie die parallel laufenden kleineren Gassen sind alle breit und infolge der Niedrigkeit der Häuser gut ventiliert. Die Ränder der Trottoirs sind mit Bäumen und immergrünem Gebüsch bepflanzt. Die freien Räume im Rücken der Häuser bestehen aus Gärten. Die Kirchen, Spitäler,

Theater, Banken, Lesezimmer und die übrigen öffentlichen Gebäude, sowie alle Ställe und Warenmagazine stehen allein und bilden eigne Straßen; auch tragen sie durch die sie umgebenden Gärten zur Verschönerung und Gesundheit der Stadt bei. Ähnliches mag von den großen Häusern reicher Leute gelten.

Der Boden unserer „Musterstadt" besteht im Norden aus Lehm, im Süden und Südosten aus Kies. Die Nachteile, die anderswo das im Lehmboden zurückbleibende Wasser im Gefolge hat, werden hier dadurch vermieden, daß ohne Ausnahme alle Baulichkeiten auf Schwibbogen von solider Backsteinarbeit errichtet werden. Dies hat auch den Vorteil, daß die Straßenreinigung sehr erleichtert wird. Der Mistwagen, dieser Schandfleck der modernen Zivilisation, ist unbekannt; der Straßenschmutz wird täglich durch Seitenöffnungen in den unterirdischen Gängen gewaschen und mit dem übrigen Unrat an einen von der Stadt entfernten Ort geschwemmt. Daher kommt es, daß die Straßen durchweg trocken und rein sind und weder Löcher noch Lachen aufweisen. Ebenso frei ist Hygiea von unterirdischen Kellern und Küchen. Erst beim Parterre beginnt die Bewohnbarkeit der Häuser.

Die Bauten werden aus glasierten, wasserdichten Ziegeln hergestellt, die kreuzweise durchbohrt sind. Hierdurch wird erzielt, daß die Ziegel aus Seitenöffnungen in der äußeren Wand fortwährend frische Luft empfangen,

die nach Belieben gewechselt und auch erwärmt werden kann. Die Ziegel, welche die innere Wand der Zimmer und anderen Räume bilden sollen, werden in verschiedenen Farben glasiert und so arrangiert, daß jede weitere Wand- und Plafondverzierung überflüssig wird. Die Wände und der Plafond können jederzeit durch Anwendung gewöhnlichen Wassers gereinigt werden. In reichen Häusern können durch diesen Vorgang kostbare Muster von pompejanischer Eleganz erzielt werden. Nicht nur die Ziegel, sondern auch der Mörtel und das beim Bauen zu verwendende Holz sind möglichst feuchtigkeitsfrei zu machen.

Die Rauchfänge sind durch Schläuche verbunden, die den Rauch aufnehmen, der sodann durch einen vorzüglich funktionierenden Gasofen geleitet wird, um endlich farblos ins Freie entlassen zu werden. So ist die Stadt von hohen Rauchfängen und von dem schädlichen Rauch befreit. Die Hausdächer sind fast ganz flach und werden am besten mit Asphalt gepflastert oder auch mit flachen Ziegeln. Sie sollen mit eisernen Pallisaden umringt werden, damit sie als Spaziergänge dienen können; hier und da sollen sie auch mit Blumen bepflanzt werden. Unmittelbar unterhalb dieses Daches befinden sich — die Küchen. Diese Anordnung ist sowohl in wirtschaftlicher wie in sanitärer Hinsicht gewählt. Vor allem sei die Küche sehr hell, so daß jede Unreinlichkeit sofort entdeckt werden kann. Der sogenannte

„Küchengeruch“ verirrt sich niemals in die Wohnungen. Das heiße Wasser wird aus dem Küchenkessel leicht durch Röhren in die unteren Räumlichkeiten geleitet, so daß in jedem Zimmer jederzeit nach Belieben warmes oder kaltes Wasser erhalten werden kann. Und da jedes Stockwerk eine Rinne für unreines Wasser hat, wird das Schleppen schwerer Gefäße von Etage zu Etage überflüssig. Die Scheuerbank liegt neben der Küche und ist mit einem kupfernen Kessel und allen anderen Waschvorrichtungen versehen; wo zu Hause gewaschen wird, ist das Dach mit Vorteil als Trockenplatz zu benutzen. Im ersten Stock befindet sich ein Badezimmer, das ebenfalls aus der Küche mit dem nötigen Wasser versehen wird. Der Fußboden im Badezimmer und in der Küche besteht aus grauen, glatten Ziegeln, in den übrigen Zimmern aus Holz mit aufgelegtem Teppich; doch sollte in jedem Wohnzimmer an den Wänden entlang ein niemals mit Teppichen zu bedeckender, zwei Fuß breiter Rand aus echtem Eichenholz laufen, der häufig mit Wachs und Terpentin zu reinigen ist: dadurch wird die Luft erfrischt und ozonisiert.

In Anbetracht des Umstandes, daß der dritte Teil des Lebens dem Schlafe gewidmet ist, wird den Schlafzimmern besondere Aufmerksamkeit zugewendet: sie müssen gehörig erleuchtet, geräumig und ventiliert sein. Zwölfhundert Kubikfuß Raum sind für jeden Schläfer bestimmt. Aus den Schlafzimmern ist alles unnötige

Zeug, wie unnütze Möbelstücke, Schmutzwäsche, alte Kleider, Schuhe usw. zu entfernen. Die Schlafgemächer sollen in der Regel im ersten Stockwerk, die Wohnzimmer im Parterre untergebracht werden. Für die Erwärmung und Lüftung des Hauses besteht eine gemeinsame Vorrichtung; die Annehmlichkeiten des englischen offenen Kaminfeuers brauchen nicht geopfert zu werden, aber hinter dem Ofen befindet sich eine „Luftbüchse“, die durch eine Öffnung mit der äußern Luft, durch eine andere mit dem Zimmer in Verbindung steht. Sobald nun das Feuer die eiserne Büchse erwärmt, wird von außen frische Luft eingeführt und nach einem neuen System im Zimmer gleichmäßig verteilt.

An verschiedenen Stellen seines Werkchens betont Dr. Richardson dringend die Wichtigkeit der Einrichtung, daß der breite Zwischenraum zwischen den Rückseiten der Häuser in Gärten oder in Spielplätze verwandelt und mit Bäumen und Blumen beflanzt werde.

Da die Häuser auf gewölbten Schwibbogen stehen, ist die Zuführung von Gas und Wasser und die Ableitung von Unrat sehr erleichtert. Die Klosetts sind im Parterre und im mittlern Stockwerk gelegen; sie werden fortwährend von Wasser umspült, ohne daß das Trinkwasser Gefahr liefe, mit allerhand schädlichen Gasen belastet zu werden.

Unser Autor ist ein großer Feind des Tabaks und der Spirituosen. Durchwandern wir die Straßen seiner

Phantasiestadt, so fällt uns die in England wirklich bemerkenswerte Abwesenheit von „Lokalen für den öffentlichen Verkauf geistiger Getränke“ auf. Ebensowenig können wir eine Spielhölle oder irgend ein sonstiges „Haus von schlechtem Rufe“ entdecken. In Hygiea verzichten alle Menschen — ob jung oder alt, ob reich oder arm, ob Bürger oder Arbeiter, ob Mann oder Weib — sowohl bei kaltem als bei warmem und bei jedem sonstigen Wetter auf alle Schnäpse, Liköre und Branntweine der Welt. Und da das Rauchen mit dem Trinken Hand in Hand geht, verschwindet es ebenfalls in der Musterstadt so ziemlich.

Die Straßen der Außenstadt wimmeln zwar von geschäftigen Leuten, sind aber verhältnismäßig sehr ruhig. Dies kommt daher, daß die unterirdischen Straßen den großen Verkehr versorgen und die Fabriken außerhalb der Stadt liegen, mit Ausnahme jener, in denen die Produktion ruhig und nicht gesundheitsschädlich vor sich geht. In großen Städten pflegen Gewerbsleute in ihrer Wohnung inmitten ihrer Kinder ihren Beruf auszuüben; daraus entstehen häufig Krankheiten. Dieser Gefahr ist in Hygiea dadurch vorgebeugt, daß in verschiedenen Stadtteilen große Häuserpartien vorhanden sind, in denen jeder Gewerbetreibende gegen einen billigen Mietzins eine Werkstätte haben kann. Dort kann er arbeiten, so viel er will, aber er darf dort nicht wohnen. Jede solche Häuserpartie steht unter Aufsicht eines Be-

amten der Sanitätsbehörden. So ist jede Familie von der Arbeitsstätte des Vaters, des Bruders oder der Mutter getrennt und genießt dieselben Vorteile, als ob ihr Ernährer in einer Fabrik arbeitete und nur zum Essen und Schlafen nach Hause käme. Ähnlich verhält es sich mit dem Waschen. In den Städten herrscht in bezug hierauf zumeist ein sehr gefährlicher Vorgang. Die Wäsche der Gesunden wird rücksichtslos mit der der Kranken gemengt. In Hygiea ist dies durch Errichtung öffentlicher Waschplätze unter städtischer Leitung vermieden. Wer nicht im eigenen Hause waschen läßt, muß seine Wäsche in eine öffentliche Waschanstalt senden, und wer infizierte Kleider dahin schickt, muß davon Anzeige erstatten, damit sie separat behandelt werden. Die öffentlichen Wäschereien befinden sich außerhalb der Stadt.

Besondere Sorgfalt wird in Hygiea auch den Spitälern zugewendet. An zwanzig verschiedenen Stellen, alle in den Hauptstraßen gelegen, bemerken wir je ein isoliertes, von Grün umgebenes Gebäude; sie bilden zusammen das große Hospital für die Kranken der Stadt. Jedes der zwanzig Häuser ist beweglich und leicht zu beseitigen. Der althergebrachte Grundsatz, Krankheiten in möglichst großem Maßstab aufzustapeln und den Wert eines Spitals nach der Anzahl seiner Betten zu bemessen, ferner der althergebrachte Grundsatz, Spitäler so stark zu bauen, daß sie Jahrhunderte überdauern, wie normännische Schlösser, endlich die nicht minder wider=

sinnige Idee, Spitäler für die Behandlung spezieller Organe des menschlichen Körpers zu errichten, als könnten die einzelnen Organe den Körper verlassen und sich zur Behandlung präsentieren: all diese verkehrten Prinzipien sind bei den Spitälern von Hygiea, die einander gleichen wie ein Ei dem andern, gänzlich unberücksichtigt geblieben. Wie alle Häuser, stehen auch sie auf Schwibbogen; jedes von ihnen soll den Dienst für 5000 Seelen versehen. Der Hof ist mit Glas gedeckt und sehr geräumig. Rechts und links befinden sich ebenso gedeckte und geräumige Seitenflügel mit Querkorridoren. Jeder Flügel ist für zwölf Patienten bestimmt, während jeder Korridor aus sechs Abschnitten besteht, die den Zweck haben, Patienten, welche so krank sind, daß sie spezielle Aufmerksamkeit oder Absonderung erfordern, aufzunehmen. Die Lüftung wird durch eine Dampfmaschine besorgt. Bei schönem Wetter können die Kranken in ihren Betten in die anstoßenden Gärten gerollt werden. Auch die einzelnen Teile des ganzen Gebäudes lassen sich, wenn sie auf eine oder die andere Weise zeitweilig oder gänzlich unbrauchbar geworden sind, wegschaffen und durch bereitstehende neue ersetzen. Im Gebäude fehlt es an keinerlei Art von Bädern, auch befinden sich hier Gesellschaftszimmer, eine Schule für angehende Krankenwärterinnen, ferner Küchen, Wäschereien und Laboratorien, und es wird alles mögliche getan, um den Patienten jeden erlaubten harmlosen und angenehmen Zeitvertreib

zu verschaffen. Die trefflichsten Einrichtungen bestehen auch für ambulante Patienten; ebenso für Kinder, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Das Hospital wird von anderen verwandten Anstalten ergänzt; so z. B. gibt es mehrere Asyle für arme kleine Kinder, wo diese von ihren, dem täglichen Berufe nachgehenden Müttern in der Obhut gewissenhafter Wärterinnen gelassen werden. Die Wahnsinnigen leben in kleinen Gruppen in Häusern, die sich von anderen sonst durch nichts unterscheiden, unter ärztlicher Führung beisammen. Auch die Häuser für die Aufnahme von Hilflosen und Greisen sehen aus wie die übrigen; keine Riesengebäude in anspruchsvollem Stil erheben sich da für die Armen, und niemand irrt als verfolgter und gebrandmarkter Proletarier umher. Wer arm und so schwach ist, daß er durchaus nicht arbeiten kann, wird auf eine Weise unterstützt, die ihm die Menschenwürde nicht benimmt. Die Armen und Alten, die noch arbeiten können, werden auf nützliche Art beschäftigt, um nichts geschenkt zu erhalten. Wer überhaupt nicht arbeiten *will*, kommt als Vagabund ins Gefängnis.

Natürlich ist Hygiea reichlich versehen mit Wannen-, Schwimm- und Dampfbädern, Spielplätzen, Turnanstalten, Bibliotheken, Pensionaten, Kunstschulen, Lesehallen, Theatern und anderen nützlichen und angenehmen Lokalen. Das Exerzieren und Turnen ist überall obligat. Alle öffentlichen und privaten Plätze, Häuser und Lokale

unterstehen der Aufsicht der Sanitätsbehörden, die aus einem vom Stadtrate wählbaren tüchtigen Oberarzte und vielen Medizinal-Beamten bestehen; die letzteren haben die Hauptpflicht, über alles Auffällige zu berichten und über den Gesundheitszustand der Stadt ununterbrochen statistische Rechenschaft zu geben.

Die Schlachthäuser, die öffentlichen Laboratorien, die Kloakenpumpen, die Wasserwerke, die Gasometer und dergleichen befinden sich außerhalb der Stadt. Das Wasser wird in die letztere hineingeleitet, dabei zweimal filtriert, zweimal täglich amtlich untersucht und, wenn nötig, nochmals gereinigt. Die Leitungsröhren müssen von Eisen sein. Auch das Gas muß regelmäßig untersucht werden. Eine Anzahl von Mistkärrnern entführt die Abfälle aus den Straßen am frühen Morgen in geschlossenen Wagen in die städtischen Düngereien, wo sie landwirtschaftlich verwertet werden. Die Stadt liefert auch überallhin destilliertes Wasser und das luftreinigende Ozon, zwei für das häusliche Leben zu Koch- und Desinfektionszwecken sehr wichtige Artikel. Die Schlachthäuser sind sehr sinnreich, human und mit Beachtung der sanitären Anforderungen organisiert; es müßte ein Vergnügen sein, diese reinlichen, täglich durchaus gesäuberten Institute mit ihren narkotischen Kammern zu sehen. In ihrer Nähe befinden sich die Haushaltungsorte für alle jene Haustiere, deren Fleisch zum Genuß bestimmt ist.

Richardson sorgt auch für die Toten. In dieser Hinsicht hält er sich an das Hergebrachte und zieht der Verbrennung die Erdbestattung vor (zu meinem Leidwesen, denn ich bin ein bedingungsloser Anhänger der Feuerbestattung) und zwar aus mehreren Gründen. Erstens glaubt er, daß dem Verbrennungsprozeß gewichtige gesetzlich-medizinische Hinderniſſe entgegenstehen. Zweitens wird durch die vollständige Auflösung des Körpers in seine Grund- und geruchlosen Gase (im Verbrennungsofen) das so wichtige Ammoniak vernichtet, wodurch die Wirtschaft der Natur in gefahrdrohender Weise gestört wird. Drittens neigt sich die Majorität der Menschen der Erde als dem geeignetsten Ruheort nach dem Tode zu Daher ist in der Musterstadt der Friedhof beibehalten, freilich in stark veränderter Gestalt. Der Begräbnisplatz soll aus schöner, kohlenartiger Erde bestehen und wird mit rasch wachsenden Pflanzen bepflanzt. Die Toten werden entweder in Korbgeflechten oder in den bloßen Leichentüchern in die Erde gesenkt; die Gedenktafeln werden aber nicht auf den Gräbern errichtet, sondern in einem geräumigen Tempel aufgestellt und berichten ganz einfach, daß die Betreffenden auf dem Friedhofe der Stadt beigesetzt worden sind. In wenigen Monaten löst die Kohlenerde den Leichnam vollständig in Staub auf, ohne die geringsten Spuren des gewesenen Organismus zu hinterlassen.

Nachdem der Verfasser noch eine Reihe weiterer vor-

teilhafter Einrichtungen seiner Stadt eingehend geschildert, gibt er eine Übersicht der Resultate seines Projektes, soweit Krankheit und Sterblichkeit davon berührt werden. Eine Anzahl Krankheiten dürfte in Hygiea gänzlich oder doch nahezu unbekannt sein; besonders gilt dies von Kinderkrankheiten, vom Wechselfieber, von Konvulsionen usw. Die Blattern würden wohl ganz niedergehalten werden können. Das rheumatische Fieber und das dessen Folge bildende Herzleiden, beides dem Wohnen in feuchten Häusern zuzuschreiben, wären ebenso unmöglich wie Hungertod, Skorbut und ähnliche negative Erscheinungen. Auch die Lungenschwindsucht dürfte bedeutend vermindert werden.

---

2. Pacific City.

Ich verweise auf den Abschnitt „Topolobampo" in der letzten Abteilung dieses Buches. Auf nichts war Albert Kimsey Owen so stolz, wie auf seinen erstaunlich detailliert ausgearbeiteten Plan seiner Zukunftshauptstadt, über die er mehrere Broschüren und sein Mithelfer Lovell eine größere Schrift „A cooperative City" veröffentlichte. Die projektierte „Genossenschaftsstadt" sollte „Pacific City" heißen und ein Musterbeispiel städtischer Bau- und Verwaltungskunst werden. Bei ihrer Entwerfung kamen Owen außer seinem Ingenieurberuf auch die fast zwanzigjährigen Studien sehr

zu statten, die er und seine Mitarbeiter dem europäischen und amerikanischen Städtewesen gewidmet hatten. Er hatte sich vorgenommen, eine Idealstadt zu schaffen, wie es noch keine gibt. Den nötigen Grund und Boden besaß er bereits zu Eigentum und die Pläne fanden die Billigung der mexikanischen Regierung. Pacific City hätte denselben Flächeninhalt haben sollen wie Neuyork. Für Gebäude und Hausgärten waren 100000, für Park- und Farmanlagen 200000 Acres (a $40^1/_2$ Ar) bestimmt. Die Grundstücke wollte die Genossenschaft an ihre Mitglieder parzellenweise in zehn Gruppen verkaufen. Die ersten acht Gruppen sollten je 500 Parzellen a 10, 20, 40, 80, 160, 320, 640 und 1280 Dollars umfassen, die zwei letzten je 48000 Parzellen zu Preisen, deren Feststellung auf später verschoben wurde. Die erste Gruppe war deshalb so billig, weil es sich um die Erleichterung des schwierigen Anfanges handelte, während die später Kommenden, welche schon die Früchte der Vorarbeit der zuerst Gekommenen genießen würden, hätten mehr zahlen müssen. Die kleinste Parzelle hatte zirka 400 Quadratmeter, die größte (48fache) rund 20000. Die Auswahl der Parzellen, die jemand zu kaufen wünschte, konnte er selber beliebig treffen, natürlich aber nur unter den noch nicht besetzten und nicht früher, als bis er wirklich ans Bauen schreiten würde. Owen versprach sich einen Gesamterlös von 200 Millionen Dollars, wovon die Hälfte zum Bau und zur Erhaltung von

Straßen, Quais und Parks, zur Errichtung von elektrischen Stadtbahnen, Wasserleitungen, Theatern, Beleuchtungsanlagen, Badehäusern, Markthallen, Gasthöfen, Speisesälen, Versammlungsorten ꝛc., endlich zur Abzahlung der anfangs unvermeidlichen Schulden verwendet werden sollte, während der größere Teil des Restes dem Versicherungswesen, der Beistellung unentgeltlichen Unterrichtes, freier Vorträge, Bibliotheken, Musikaufführungen, Blumen usw., endlich dem Bau von Krankenhäusern gedient haben würde. Da die Benützung des Wassers, der Beleuchtung, der Theater, der Gasthöfe, der Stadtbahnen ꝛc. nicht unentgeltlich geplant war, so würde die Stadtkasse stets genug Geld haben, um alle Steuern, Hypotheken u. dergl. überflüssig zu machen. Während sonst die Einnahmen aus jenen so notwendigen Bauten und Einrichtungen in den meisten Fällen in die Taschen von Privatgesellschaften oder Einzelunternehmern fließen, würden sie in Pacific City der Stadtkasse, das heißt der Gesamtheit, zugute kommen, indem sie immer wieder zu Verschönerungs-, Verbesserungs-, Vervollkommnungszwecken dienen könnten.

Interessante Mitteilungen über die Anlage von Pacific City finden wir in Lovells erwähnter Broschüre. Die Straßen sollten breit werden, da dies dem Verkehre und der Gesundheit dient und die Feuersgefahr verringert. Von jedem Park würde eine Avenue die Straßen quer kreuzen. Die Parks hätten die Straßen in Zwischen-

räumen von je $1^1/_2$ Kilometer ablösen und je 26 englische Morgen groß sein sollen. Die Breite der Straßen war mit 30 bis 50 Meter, die der Avenuen mit 60 bis 65 Meter geplant. In jede Straße oder Avenue waren vier bis sechs Baumreihen hineingedacht — behufs Verbesserung der Luft und Schaffung reichlichen Schattens. Die nordsüdlichen Straßen würden 100, die westöstlichen 210 Meter voneinander entfernt sein, so daß jeder aus 48 Parzellen bestehende Häuserblock auf 20000 Quadratmeter berechnet war. Die Fabriken, Läden 2c. sollten auf einzelne Stadtteile, beziehungsweise Avenuen beschränkt bleiben. Jeder Block würde in sich einen gleichmäßigen Baustil aufweisen, aber einen anderen als die übrigen Blocks. Die innere Einrichtung jeder Wohnung blieb dem Privatgeschmack vorbehalten. Geplant waren dreierlei Wohnungen:

1. „Einzelwohnhäuser mit Gärten." Dieselben hätten auf Wunsch zu je vier arbeitsparend derart vereinigt werden können, daß dort, wo vier Parzellen zusammenlaufen, eine gemeinsame Küche nebst Waschküche separat erbaut worden wäre: auch die Haushaltung hätte durch gemeinsame Verwendung tüchtiger Arbeitskräfte erheblich vereinfacht und verbessert werden können.

2. „Terrassen- oder Genossenschaftswohnungen." Die sollten, je nach Bedarf, aus 12 oder 24 oder 48 Häusern bestehen, deren Inhaber das vorstehend angedeutete Prinzip der Vereinfachung und Verbesserung des Haus-

haltes durch gemeinschaftliche Bedienung seitens Sachverständiger und durch gemeinsamen Küchen- und Waschküchenbetrieb in großem Maßstabe durchführen würden. Jedes Haus dieser beiden Gattungen sollte 30 Meter tief sein, einen Hof mit Springbrunnen haben und von einem 30 Meter tiefen Blumengarten begrenzt sein, der von einem gemeinsamen Gärtner zu bewirtschaften wäre und an dessen Ende ein gemeinschaftliches Bibliotheksgebäude mit Empfangs- und Spielzimmer errichtet werden könnte.

3. Die großen Paläste für Alleinstehende nach dem Muster des bekannten Godinschen „Familisteriums" zu Guise. Jeder solche Bau hätte einen ganzen Block von 20000 Quadratmetern eingenommen und aus Wohnungen von einem bis zehn Zimmern für 400 bis 600 alleinstehende Personen, großen Empfangs-, Lese-, Bade-, Speisesälen, Küchen usw. bestanden. So würde den Nachteilen des Einzellebens wirksam vorgebeugt und so brauchte selbst der Mindestbemittelte nicht ohne Luxus zu leben. Alles sollte aufs modernste und praktischste, aufs gesundeste und behaglichste eingerichtet werden. Wie jede Familie ihr Haus oder ihre größere Wohnung besitzen müßte, müßte in den „Palästen" jede einzelne Person im Besitz ihrer bestimmten Gemächer sein.

Aus Gesundheits- und Reinlichkeitsrücksichten waren alle Tiere aus der Nähe der menschlichen Wohnungen verbannt; in diesem Punkte sind die Owenschen An-

sichten übertrieben streng gewesen. Alles Fuhrwerk würde unter Ausschluß von Pferden elektrisch betrieben; so blieben die Straßen rein und man brauchte das Pflaster nicht so häufig zu erneuern. In den Fabriks- und Handelsräumen wollte man den Anforderungen der Bequemlichkeit und Gesundheit die größte Beachtung schenken. Da auch das Kochen mittels Elektrizität in Aussicht genommen war, würde es keinen Rauch gegeben haben. Der Straßenlärm wäre sehr unbedeutend gewesen. Die Zustellung der in den Läden gekauften Waren hätte durch pneumatische Röhren, nachdem die Kunden die Auswahl auf Grund der in jedem Block vorhandenen Muster getroffen haben würden, erfolgen sollen.

Natürlich ist es jammerschade, daß das überschwengliche Zukunftsbild, welches Owen in den folgenden Worten entwirft, nicht wenigstens teilweise verwirklicht werden konnte: „Durch die vollständige Vergenossenschaftung, wie sie in Pacific City geübt werden soll, können wir alles Gute, Nützliche und Erhabene genießen. Wir können in der Baukunst alles Elementare, Schöne und Prächtige wiedergeben, Ölgemälde können die Zimmerwände der einfachsten Leute schmücken, Bronze- und Marmorgruppen können in jedem Garten stehen, jede Stunde können wir Musik hören, Glockenspiel kann uns zu unseren öffentlichen Pflichten oder zu unseren Versammlungen und Unterhaltungen rufen, die neuesten

Erfindungen können sofort nutzbar gemacht werden, jedem Genossen kann jede Zeitung der Welt zur Verfügung stehen, die bedeutendsten Redner können uns auf unseren Wunsch die besten Predigten halten, jeder Bürger kann mit sehr geringer Mühe die besten Mahlzeiten haben, und jene Ruhe, die nur dann möglich ist, wenn man sich vollkommen sicher fühlt und jeden Mitmenschen über alle Not erhaben weiß, wird in Pacific City in höherem Grade empfunden werden als sonstwo auf Erden."



Industrie-Gartenstädte.

1. Englische.

Eine Arbeitermonarchie.

Wieder einmal ein hervorragender Beweis dafür, was der einzelne vermag, wenn er Verstand, Herz und festen Willen besitzt, ist die blühende Arbeiterstadt Port Sunlight, in der Nähe von Liverpool und Birkenhead am Mersey gelegen und vor rund sechzehn Jahren von dem Vorsitzenden der Seifenfabrik-Aktiengesellschaft Lever Brothers, Herrn Hesketh Lever, ins Leben gerufen. Ein wahres Arbeiterparadies, vorbildlich für die ideale Lösung der leidigen Wohnungsfrage der modernen Industrie-Großstädte durch den Zug aufs Land, anstoßgebend für die in England tüchtig in Fluß geratene Gartenstadtbewegung, der aufmerksamsten Beachtung aller Sozialreformer würdig, ein interessantes Beispiel einer genossenschaftlichen Monarchie.

Port Sunlight sichert dem Personal der genannten Firma ein behagliches, gesundes, ersprießliches Leben bei geringen Kosten, mit geistiger Zerstreuung und reichlicher leiblicher Erholung; es bietet zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen einschließlich der Gewinnbeteiligung.

Aber Herr Lever leugnet dabei, ein Philantrop zu sein; alles sei Geschäftssache. Man sei verpflichtet, die angenehme Lebenshaltung, die man als Unternehmer für sich beansprucht, auch seinen Mitarbeitern tunlichst zu ermöglichen — nur dann dürfe man von ihnen ein reges Interesse am Gedeihen des Geschäfts erwarten. Lever ist in dem, das Privateigentum seiner Gesellschaft bildenden Orte unumschränkter Herrscher; aber er übt sein Amt mit so viel Güte und Weisheit aus, daß alle Welt ihm mit Vergnügen untertan ist und das Fehlen jeder Gemeindeverwaltung oder sonstigen Behörde gar nicht bemerkt wird.

Sämtliche dreitausend Bewohner von Port Sunlight sind Angestellte des Hauses Lever oder Familienmitglieder derselben. Eine außerordentlich vernünftige Vorschrift geht dahin, daß die Gattinnen der verheirateten Arbeiter unter keinen Umständen Fabrikarbeit leisten dürfen, sondern daheim bleiben müssen, um die Wirtschaft zu führen und die Kinder zu betreuen. Die Folge ist, daß die Wohnungen reingehalten werden, der Mann anständiges Essen bekommt und die Kinder gesund sind. Die Kindersterblichkeit ist gleich Null. Auch die Gesamtsterblichkeit ist gewaltig niedriger als die übliche: nur 9 Promille gegen 21,6 und 17,7 Promille in den zwei Nachbarstädten. Diese vielleicht beispiellose Gesundheit ist eine Folge der guten Luft, der vorzüglichen hygienischen Vorkehrungen, der auskömmlich großen

Wohnungen und der in Port Sunlight allenthalben getriebenen Verschwendung mit unbebautem Raum.

In letzterer Hinsicht ist zu bemerken, daß auf einem Acre ($40^1/_2$ Ar) nicht mehr als zehn Einfamilienhäuser stehen dürfen, daß jedes Cottage ein Vorgärtchen und einen Hinter (Gemüse)-Garten hat, daß ein Häuschen vom anderen 30 Meter entfernt sein muß, daß außer den großen Parks und Schluchten auch die Breite der Straßen — 7 bis 12 Meter — eine Rolle spielt und daß überhaupt nur ein kleiner Teil der auf das „Dorf" entfallenden Bodenfläche von 56 Hektar (auf die Fabriks-anlagen, bei denen mit dem Raum ebenfalls nichts weniger als gespart wird, kommen 36 Hektar) bebaut werden darf. Überdies sind alle Häuschen nur ein-stöckig. Unter solchen Umständen haben ansteckende Krankheiten wenig Aussicht auf Verbreitung.

Auch durch große Schönheit zeichnet sich die Anlage des Gemeinwesens aus, dessen Anblick einen sehr harmonischen Eindruck macht. Je vier bis acht Häuschen bilden eine „Gruppe"; alle Häuser sind sehr hübsch ge-baut und keine Gruppe gleicht den übrigen. Etwa 70 Häuser oder ein Dutzend aneinander grenzender Gruppen machen ein „Viertel". Alles ist reizend an-geordnet, die Straßen sind peinlich sauber. Es fehlt nicht an einem prächtigen Zierbrunnen, über die Schluchten führen Zierbrücken und die Fabriksgebäude verraten durch nichts ihre Bestimmung, weder durch Schmutz

noch durch Gestank. Die Cottages haben zweierlei Preise: wöchentlich 3 Schilling 7 1/2 Pence und 5 Schilling 2 1/2 Pence. Für die erstere Miete hat man ein Wohn-, ein Bade-, drei Schlafzimmer, Küche, Speisekammer, Waschküche, Klosett, Keller, Bodenraum und einen kleinen Hof zum Wäschetrocknen usw. In den teuereren Häusern kommen noch ein Salon und ein viertes Schlafzimmer hinzu. Der durchschnittliche Herstellungspreis eines Hauses einschließlich des Baugrundes beträgt etwa 455 Pfund Sterling. Infolge der Raumverschwendung entfällt auf jedes Haus eine Bodenfläche von 4 Ar, während das englische Gesetz nur 95 Quadratmeter vorschreibt. Das Baumaterial ist durchweg Ziegelstein und die Wandtapeten der Zimmer sind waschbar. Für die Verhütung der Wohnungsüberfüllung ist durch die Bestimmung gesorgt, daß keine Familie mit zwei oder mehr Kindern Aftermieter halten darf; wer ein ganz kleines Kind hat, darf bloß einen, kinderlose dürfen höchstens zwei Aftermieter (und zwar nur solche gleichen Geschlechts) haben.

„Nicht lediglich Arbeiter, sondern Menschen" wollen die Brüder Lever um sich sehen. Demgemäß sind die Arbeitsräume ausgedehnt und luftig, die sinnreichen Maschinen durchweg mit gesundheitschonenden und unfallverhütenden Vorrichtungen versehen. Der Achtstundentag ist eingeführt und die Leute haben daher vollauf Zeit, sich zu bilden und zu zerstreuen. Kein Wunder,

wenn Trunksucht und Unsittlichkeit fast unbekannt sind. Das Schulwesen ist auf Kosten der Firma wohlbestellt. Diese besoldet auch den Pfarrer der schönen Kirche, an deren Erbauung sie 30 000 Pfund Sterling gewendet hat. Die Gewinnbeteiligung hat im Hause Lever eine originelle Form angenommen: sie besteht in einem Nachlaß von zirka acht Pfund Sterling von der Jahresmiete. So sind die Leute jährlich ungefähr mit 17 480 Pfund Sterling an dem Erträgnis des Geschäfts mittelbar beteiligt.

Zahlreich sind die besonderen Einrichtungen zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohles der Bevölkerung. Sie wurden teils von den Angestellten, teils von der Firma geschaffen und funktionieren durchweg vorzüglich. Zu unglaublich niedrigen Preisen liefern die zwei Fabrikspeisehäuser gute Speisen: das Männer-Restaurant „Gladstone Hall“ (Fassungsraum 2000 Personen) und die für Mädchen bestimmte „Hulme Hall“ (1500 Personen), welch letztere mit einem Lesezimmer verbunden, sehr elegant eingerichtet ist und nicht weniger als 18 000 Pfund Sterling gekostet hat. Die vorhandene Genossenschaftsbäckerei hat ebenfalls ein Speisehaus, das aber klein ist. Auch einen Konsumverein gibt es seit 1897 und er steht in hoher Blüte; jedes Mitglied besitzt für drei bis sechs Pfund Sterling Anteilscheine und kauft im Wochendurchschnitt für etwa $12^1/_2$ Schilling ein. Vor kurzem wurde eine Mieter-

genossenschaft gegründet behufs gemeinsamen Einkaufs des Dünger-, Sämereien- und Werkzeugbedarfs für die Küchengartenparzellen, die zu allen Häusern gehören. Außer bei der üblichen Filiale der Postsparkasse kann man Ersparnisse beim Konsumverein (zwei Prozent) oder bei der Firma Lever (vier Prozent) anlegen. Für die Schulkinder ist eine Pennysparkasse eingerichtet, deren Einlagen zur jährlichen Veranstaltung eines mit Picknick verknüpften Ausflugs dienen. Selbstverständlich gibt es auch einen Kranken- und Beerdigungs-Hilfsverein. Bei Betriebsunfällen leistet die Aktiengesellschaft größere als die gesetzlich vorgeschriebenen Entschädigungen. Im Alter erhalten die Angestellten eine kleine Pension und die unentgeltliche Benutzung eines Häuschens.

Für Unterhaltung, Erholung und Geselligkeit ist reichlich gesorgt. Ein Radlerverein veranstaltet Sonntagsfahrten. Ein Schwimmverein mit rund 250 Mitgliedern hat die von der Firma beigestellte Schwimmschule gepachtet. Krocket-, Kegel-, Tennis- und Fußballklubs haben lebhaften Zuspruch. Für den neuen Fußballspielplatz, der 2000 Pfund Sterling gekostet hat, werden 80 Pfund Sterling Miete gezahlt. Zuweilen schreibt Herr Lever beträchtliche Prämien aus für die Sieger in Radwettfahrten, Wettfußmärschen usw. Er hat auch eine Turnhalle erbaut. Es gibt ferner Vereine für Liebhabertheater, für Literatur und Kunst, für Diskussionsübungen, für philharmonische Konzerte, für

Amateurphotographie sowie eine „Port Sunlighter Musikbande“ und eine „Waldhornknabenbande“. Den Männern stehen in ihrem Geselligkeitsklub zahlreiche Blätter und Musikalien sowie ein sehr großer Billardsaal zur Verfügung. Für einen Monatsbeitrag von nur vier Penny können die Mädchen abends in ihrem Klub lesen, musizieren, Vorträge anhören, Singen und Zuschneiden lernen usw. Von bedeutendem praktischen Nutzen sind die zuweilen in dem riesigen Festsaal „Auditorium“ veranstalteten, mit Preisverteilungen verbundenen Hauswirtschafts-, Gartenbau-, Kochkunst- und ähnlichen lokalen Ausstellungen.

Die Cadburystiftung.

Eine vom glücklichsten Gelingen begleitete sozialreformerische Schöpfung ist Bournville bei Birmingham, eine Gründung des reichen, als werktätiger Menschenfreund bekannten Schokoladen- und Kakaofabrikanten George Cadbury. Dieser Quäker pflegte in den Sonntagsschulen mit seinen Arbeitern zusammenzukommen und beschloß, sie nach Möglichkeit dem Einfluß des Wirtshauses zu entreißen, welches er als ihre hauptsächliche, oft einzige Zerstreuung kennen lernte. Wohl wissend, daß das Wohnen auf dem Lande und die Beschäftigung mit Gartenbau u. dergl. den besten Gegeneinfluß gegen die Großstadt-Übel bilden, gründete er vor

etwa acht Jahren das erwähnte herrliche Arbeiterstädtchen, welches mit seinen baumbepflanzten, 13 Meter breiten Straßen das Entzücken aller es besuchenden Sozialreformer ist. Um das Seil nicht allzu straff zu spannen, wird der Alkoholgenuß nicht verboten, wohl aber durch eine Vorschrift der Stiftungssatzungen erheblich erschwert. Schanklizenzen dürfen von der Stiftungsverwaltung nämlich nur mit Einstimmigkeit gewährt werden und der Reingewinn der Schenken darf lediglich zu öffentlichen Vergnügungszwecken Verwendung finden, die dem Wirtshausbesuch abträglich sind. Die Lockung zur Errichtung von Schnapspalästen ist also nicht groß.

Bournville nimmt einen Flächenraum von zirka 1600 Hektar ein. 1335 Hektar davon schenkte Cadbury im Jahre 1900 mit den darauf stehenden Miethäuschen einer „Cadbury-Stiftung", deren Verwaltung gegenwärtig in den Händen der Familie Cadbury ruht, jedoch nach dem Tode des Stifters durch Vertreter der Quäker („Gesellschaft der Freunde"), des Birminghamer Stadtrates und eines benachbarten Bezirksrates ergänzt werden wird. Auf dem Stiftungsgebiet, das in ungemein reizender Weise angelegt, mit Baumreihen bepflanzt und mit Rasenplätzen versehen ist, gibt es einen Erholungspark, ein Rekonvaleszentenheim, mehrere Schwimmteiche, luftige, geräumige Arbeitsstätten, einen gut eingerichteten Klub für die Jünglinge, eine prachtvolle Gruppe hübscher Häuschen zu drei Zimmern für

Alte, Arme oder Arbeitsunfähige gegen eine Wochenmiete von nur fünf Pence das Zimmer („Häuser der Ruhe“ genannt) und bislang rund 500 Arbeiter-Cottages. Von letzteren sind zirka 150 zum Selbstkostenpreise verkauft, die übrigen zu Wochenpreisen von sechs Schilling aufwärts vermietet. Kaum zwei Cottages sehen einander äußerlich gleich, denn für jedes besteht ein eigner Plan. Sogar die Geschäftsläden beweisen durch ihre baulichen Schönheiten, daß in Bournville die bei Arbeiterhäusern sonst übliche Schablone nicht herrscht. Zu jedem Hause gehört ein Vorgärtchen und ein 600 Quadratmeter großer Garten mit einer Gruppe von Obstbäumen. Der Ertrag des Gartens soll, heißt es, oft zur Deckung der Hausmiete hinreichen. Sechs Gärten, die probeweise kontrolliert wurden, brachten wöchentlich je zwei Mark ein. Für sechs Schilling pro Woche kann man schon ein gesundes, hübsches Cottage mit fünf Zimmern, Küche und Badestube mieten. Überall gibt es Wasserleitung und jedes Zimmer hat automatische Lüftung. Jedes Cottage steht in einem 600 Quadratmeter großen Grund. Vorzüglich und wohlfeil — das ist verlockend. Kein Wunder, wenn für jedes neue Haus, das verfügbar wird, durchschnittlich 300 Mietgesuche einlaufen. Der Umstand, daß nicht nur Cadburysche, sondern auch fremde Arbeiter in Bournville wohnen dürfen, benimmt dem Städtchen in seinen Beziehungen zur Fabrik jede Abhängigkeit.

In einem zweiten Park befinden sich eine Musterbadeanstalt und ein Haus für elternlose Mädchen, die sich den Gefahren des Verkehrs mit jungen Männern entziehen wollen. Diese Mädchen haben hier für nur fünf Schilling wöchentlich ein behagliches, tadellos reines möbliertes Zimmer. Der „Erholungspark“ enthält alle möglichen Ballspieleinrichtungen, sowie ein schönes Gebäude mit Turnsaal, Schwimmbassin und Wasserheilanstalt; auch gibt es daselbst sehr schöne Speise- und Erfrischungssäle mit einem Fassungsraum von 2000 Personen. Hier kann jedermann essen und trinken, auch wer nicht zur Fabrik gehört, und zwar für die Selbstkosten der Firma. Man bekommt für drei Pence Fleisch mit zwei Gemüsen, für einen Penny eine Portion Pudding oder Obst oder Schlagsahne.

Von der Stiftung angestellte Gärtnerinnen erteilen unentgeltliche praktische Unterweisung im Gartenbau; das nötige Werkzeug liefert die Firma zu Selbstkostenpreisen. Bei schlechtem Wetter steht eine geräumige gedeckte Wandelhalle zur Verfügung. Im Sommer werden an Feiertagen große gemeinsame Ausflüge veranstaltet. Leistungsunfähig gewordene Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabrik erhalten von der Firma Ruhegehälter.

An öffentlichen Gebäuden sind vorhanden: das erwähnte, sehr schön eingerichtete große Badehaus, in welchem man für drei Pence einschließlich Wäsche und

Seife baden kann und das 20 000 L gekostet hat; eine Schule für 540, einen Kindergarten für 270 Kinder; ein Quäkerversammlungshaus; schließlich die „Ruskin Hall", die eine Bücherei mit Lesezimmer, eine Kunstsammlung und eine Gewerbeschule beherbergt. Auch für Näh- und Haushaltungsschulen ist gesorgt, ebenso für Sportbetätigung. Ein „Einwohnerausschuß" nimmt sich der Interessen der Bevölkerung im allgemeinen an und hat im besonderen die Spielplätze zu überwachen, die Privatgärtnerei durch gemeinsamen Einkauf von Sämereien, Setzlingen oder Werkzeug zu fördern und im Winter Vorlesungen zu veranstalten. Von hervorragender Nützlichkeit ist die Einrichtung, daß in jedem Hause eine auf Pappe geklebte Reihe gesundheitlicher Regeln aufgehängt ist. Während die Sterblichkeit in dem benachbarten Birmingham durchschnittlich 20 und in dessen Schmutzvierteln 40 vom Tausend beträgt, schwankt sie in Bournville zwischen 7 und 8 vom Tausend — ein faustdicker Hinweis auf die ungeheuer wichtige Aufgabe, dem großstädtischen Wohnungs- und Gesundheitselend durch die Schaffung von klug durchdachten Gartenstädten zu steuern!

Gegenwärtig bringen die Mieten der Stiftung im Jahre 5250 L ein, so daß der Gesamtwert des Geschenkes George Cadburys 180 000 L beträgt. Die Einnahmen müssen, nach Abzug der Verwaltungs- und Erhaltungskosten, zur Verschönerung des Dorfes und zum Bau

neuer Häuschen verwendet werden. Ist Bournville einmal ausgebaut (nach den Stiftungssatzungen darf nicht mehr als ein Viertel der Bodenfläche bebaut werden: acht Häuschen pro Acre = $40^1/_2$ Ar, und keine Fabrik darf mehr als ein Fünfzehntel des betr. Grundstücks einnehmen) und sind die erforderlichen Mittel oder Kredite vorhanden, so kann die Stiftung in der Nähe jeder beliebigen englischen Großstadt ähnliche Mustergemeinwesen anlegen, damit auch anderswo möglichst viele Arbeiter das städtische Schmutzviertel mit dem Lande, das Wirtshaus mit dem Hausgarten vertauschen können. Für entsprechende Vereinbarungen mit den Eisenbahnen bezüglich starker Fahrpreis-Ermäßigungen hat der „Cadbury Trust" zu sorgen.

Cadbury hat mit dieser nachahmenswerten Schöpfung wieder einmal gezeigt, was ein einzelner Philantrop zu leisten vermag, wenn er statt viel zu reden oder zu schreiben, den Stier bei den Hörnern packt, d. h. praktische Propaganda der Tat übt.

2. Nordamerikanische.

Das jüngste und kleinste unter den bemerkenswerten, eine hohe erziehliche Wirkung besitzenden „Arbeiter-Paradiesen" der Union und eine der bestorganisierten

und bewährtesten Niederlassungen dieser Art in der gesamten Kulturwelt ist

Leclaire

bei Edwardsville (Illinois). Dort ist ein großer Teil der Fabriken der wohlbekannten Firma „Nelson Company“ in St. Louis — des hervorragendsten aller amerikanischen Gewinnbeteiligungshäuser — untergebracht. Die Gründung des nach dem ersten Ausüber der wirklichen Gewinnbeteiligung benannten Industriedorfes erfolgte erst 1890. Obwohl es noch lange nicht ausgebaut ist, befinden sich daselbst doch bereits sieben umfangreiche Fabrikgebäude; allmählich sollen sämtliche Erzeugungszweige, die noch in St. Louis sind, hierher verlegt werden. Was Lüftung, Geräumigkeit, Feuersicherheit, Beleuchtung, Heizung, Unfallverhütung und Hygiene betrifft, so sieht man in diesen Etablissements die höchsten Ansprüche erfüllt. Die Herstellung umfaßt hauptsächlich marmorne und metallene Badeeinrichtungen, Installationsbehelfe, allerlei Metallbestandteile, Vorzimmer-Ausstattungen, Fahrräder usw.

Von den Fabrikanlagen, die über 6 Hektar einnehmen, ist durch eine Färbermaulbeerhecke ein 40½ Hektar großes Grundstück getrennt, auf dem sich jetzt rund 40 hübsche, geräumige Arbeiterhäuser und ein Schulgebäude erheben. Nur wenige Cottages gehören der Gesellschaft und werden von ihr vermietet; sie zieht

es vor, die Leute zum Erbauen eigener zu ermuntern. Sie besorgt den Bau billigst oder läßt ihn durch einen Bauverein besorgen und liefert den erforderlichen Grund für 4 Dollars per Quadratfuß einschließlich Meliorationen, Straßenpflasterung — die dortigen Schlackenwege sind vorzüglich —, Baumpflanzung, Wasserzuleitung, sowie Anlegung und Erhaltung des Trottoirs. Die elektrische Beleuchtung kostet pro Flamme 25 Cents (= 1 Mark) monatlich. Die Pflege und Beleuchtung der Straßen und des Parks ist Sache der Gesellschaft. Die Abzahlung der Kosten des Hauses nebst Grund erfolgt in Monatsraten von 12 bis 20 Dollars; es ist noch nie vorgekommen, daß irgend jemand mit einer Rate im Rückstand geblieben wäre. Will jemand sein Häuschen, aus welcher Ursache immer, wieder verkaufen, so wird es von der Nelson Company übernommen, die alle geleisteten Zahlungen zurückerstattet und von der Rückzahlungssumme einen angemessenen Betrag für Miete während der verflossenen Wohnzeit abzieht. Ein Teil der unverheirateten Männer bewohnt ein Klubhaus.

Die Gartenanlagen des Schulgebäudes und der Cottages zeugen von allgemeiner Schönheitsliebe; sie sind vortrefflich gehalten — dank der Tüchtigkeit des Gesellschaftsgärtners und dem Reichtum des Treibhauses. Herr Nelson beabsichtigte bei der Schaffung dieser Ansiedlung, die Lichtseiten des Stadtlebens nach Möglichkeit mit der größten Freiheit und Billigkeit des Landlebens

zu vereinigen. Das ist ihm durchaus gelungen. Daher darf jede Familie, die es wünscht, ihr eigenes Obst und Gemüse ziehen und Geflügel sowie eine Kuh halten; wo dies geschieht, haben die Kinder Gelegenheit, mühelos einen Begriff von Land- und Gartenwirtschaft zu bekommen.

Viel Gewicht legt der Unternehmer auf die Vereinigung technisch-industrieller Schulung mit dem üblichen Schulunterricht. Er bestreitet die Kosten des Kindergartens, der Volks- und der Mittelschule. Mit zwölf Jahren muß jeder Schulknabe gegen Bezahlung täglich eine Stunde entweder in einer Fabrikabteilung oder auf der Farm arbeiten, in späteren Jahren zwei und mehr Stunden, bis er beim Verlassen der Schule — also etwa mit 18 Jahren — den halben Arbeitstag erreicht hat. Nunmehr tritt er als ausgelernter Arbeiter in den Dienst der Firma. Im Lehrgebäude befindet sich eine Freibücherei von mehr als tausend Bänden. Im Winter werden monatlich drei bis vier Unterhaltungsabende mit Vorträgen, Konzerten 2c. veranstaltet. Ein treffliches dreißiggliedriges Blasorchester ist aus der Reihe der Arbeiter hervorgegangen; die Firma spendet die nötigen Uniformen und gewährt nötigenfalls Vorschüsse zur Anschaffung neuer Instrumente.

Prof. Gilman, der Leclaire 1896 besuchte, schreibt: „Die Angestellten legen auffallende Intelligenz, Tüchtigkeit und — Zufriedenheit an den Tag.“ Die Zufrieden-

heit erklärt sich durch die gesunde, bequeme Lebensweise nicht nur, sondern auch durch die gute, ja überaus wohlwollende Behandlung, welche dem Personal seitens der Nelson Company zu teil wird. Dabei — das muß rühmend hervorgehoben werden — vermeiden die Chefs alles Patriarchalische, das die Selbständigkeit und Selbstachtung der Angestellten beeinträchtigen könnte. Hinsichtlich der Gewinnanteilberechtigung wird die Kürze oder Länge der Dienstzeit nicht, wie bei den meisten Gewinnbeteiligungshäusern, in Rechnung gezogen. Es steht jedem Arbeiter frei, einem Gewerkverein anzugehören oder nicht. Man kann zu jeder Zeit aus dem Dienste der Firma treten, ohne irgendwelche Verluste erleiden zu müssen. Ebensowenig ist man gezwungen, in Leclaire zu wohnen; anderseits dürfen auch Nichtangestellte in Leclaire Häuser bauen und die dortige Bibliothek benutzen. Nebenbei bemerkt, darf daselbst kein Wirtshaus gehalten werden und ist bisher nicht die Notwendigkeit eingetreten, für Polizei zu sorgen.

Zu dem guten Einvernehmen, das sowohl innerhalb des Personals als auch zwischen diesem und den Chefs herrscht, trägt die Gewinnbeteiligung zweifellos viel bei. Interessant ist, daß man — dies die einzige vorhandene Beschränkung — nur dann anteilberechtigt wird, wenn man sich verpflichtet, 10 Prozent des Lohnes oder Gehaltes in Aktien des Hauses anzulegen. Das fördert den Sparsinn und erhöht das Einkommen; auch leitete

Herrn Nelson bei dieser Bestimmung die Absicht, allmählich das ganze Unternehmen in die Hände des Personals zu bringen, wie dies mit mehreren anderen großen Betrieben — z. B. Godin in Guise, Bon Marché in Paris rc. — bereits der Fall ist. Um dieses Ziel möglichst rasch zu erreichen, ließ er 1896 versuchsweise die Tischlerei-Abteilung unter angemessenen Bedingungen an das betreffende Personal übergehen, und er erklärte sich bereit, auch die andern Abteilungen auf Wunsch der betreffenden Arbeiter unter den gleichen Bedingungen in deren Besitz gelangen zu lassen. So ist denn das Unternehmen auf dem besten Wege, eines der leuchtendsten Beispiele zu werden für den Wert der Gewinnbeteiligung als eines Übergangsstadiums zur Vergenossenschaftung der Privatproduktion.

1903 gründete Nelson in Kalifornien ein „Feldlager" für schwindsüchtige Mitglieder und Angehörige seines Personals, in Leclaire aber eine auf praktisch-ethischen Grundlagen beruhende, vorzüglich organisierte sechsklassige Industrieschule, deren Leitung große Stücke hält auf die Gesundheit, Selbständigkeit und Charakterbildung der Zöglinge.

South Manchester.

Nach N. P. Gilmans Ansicht nähert sich dieses industrielle Gemeinwesen, welches mit dem benachbarten

Manchester zusammen jetzt ungefähr 9000 Einwohner zählt, dem Ideal einer Arbeiterstadt vielleicht mehr als jedes andere. Es liegt im Staate Connecticut und wird hauptsächlich von der Seidenfabrikfirma Gebrüder Cheney beherrscht. Die Familie Cheney wohnt seit mehr als hundert Jahren an Ort und Stelle und die glänzende Geschichte der nordamerikanischen Seidenindustrie ist aufs engste verknüpft mit den Erfolgen und Erfindungen dieses Hauses. Die Cheneys sind die bedeutendste Seidenfirma der Union; in ihren riesigen und vorzüglich eingerichteten Fabrikanlagen finden 2500 Arbeiter und Arbeiterinnen Beschäftigung. Neben dieser Großindustrie erscheinen die übrigen Industriezweige, die hier betrieben werden, geringfügig. Das Entstehen und Aufblühen des Städtchens ist größtenteils den Cheneys zu danken — auch die Wahl der ebenso herrlichen wie gesunden Lage. Ohne ausgesprochene Philanthropen zu sein oder sein zu wollen, sind sie von jeher vernünftige Arbeitgeber gewesen, die sich ihrer sittlichen Verantwortlichkeit für das Wohl ihres Personals stets bewußt waren. Daher entsprechen ihre Fabriken allen Anforderungen der Sicherheit und der Gesundheit der Leute, denen sie überdies zu einem behaglichen, schönen, geistig hochstehenden Familien- und Gemeindeleben verholfen haben. S. J. Barrons nennt South Manchester daher mit Recht „ein Paradies auf Erden". Es erfreut sich der meisten Segnungen der modernen Kultur ohne deren Schattenseiten.

Eine der Firma gehörende Dampftrammway führt von Manchester bis zum Mittelpunkt der South Manchesterer Seidenfabriken. Die Umgebung des Bahnhofs ist parkartig. Der übliche Heidenlärm, der Rauch, der Schmutz — all diese Unannehmlichkeiten des gewöhnlichen Fabrikbetriebs fehlen hier. Man empfängt den Eindruck ungeheurer Gartenanlagen. „Die Angestellten beider Geschlechter", schreibt Gilman, „sehen gesund, fröhlich und zufrieden aus." Hinsichtlich der Wohnungsfrage übt die Gesellschaft keinerlei Zwang aus. Durch den Verkauf wohlfeiler Gründe an die Arbeiter ermutigt sie diese in der Erwerbung eigener Häuschen, verbietet aber den Verkauf geistiger Getränke. 1899 betrug die Zahl der Arbeiter-Häuser — zumeist Cottages mit Gärten — 800. Die Baustile sind sehr verschiedenartig, doch stehen alle Häuser in äußerlichem Einklang mit der schönen Umgebung. An Kirchen ist kein Mangel. Die 1860 erbaute „Cheney Hall" enthält einen prachtvollen Riesensaal, in welchem Vorträge, Konzerte und andere Unterhaltungen veranstaltet werden.

Infolge der Freigebigkeit der Cheneys hat South Manchester die besten Schulen im Staate Connecticut. Etwa 1100 Schüler werden in einem gewaltigen Bau unterrichtet, welcher 35 Schulzimmer enthält. Jedes Kind hat ein kleines Pult für sich und empfängt das Licht von zwei Seiten. Jedes Zimmer hat eine kleine Büchersammlung; im ganzen Gebäude befinden sich rund

3800 Bände. Fünf Sechstel der Lehrer kommen aus der staatlichen Lehrerbildungsanstalt — mit dem Ergebnis, daß der Unterricht auf einer hohen Stufe steht. Turnstunde gibt es täglich in dem eine Treppe hoch liegenden Turnsaal. Jedes Mädchen, das sein elftes Jahr zurückgelegt hat, erhält einen hunderttägigen Kochunterricht, bei dem auch das richtige Einkaufen für die Küche gelehrt wird. Die Mittelschule zählte 1899 sechs Lehrer und über hundert Hörer. Für die Kleinen von über drei Jahren ist ein ausgezeichneter Kindergarten vorhanden, in welchem auf die Unterweisung in der Handfertigkeit großes Gewicht gelegt wird. Von der ersten Klasse des Kindergartens bis zur letzten der Mittelschule werden den Schülern ununterbrochen naturwissenschaftliche Kenntnisse beigebracht. Die von den Brüdern Cheney gestiftete Freibibliothek ist täglich — auch Sonntags — von 3 bis 6 Uhr nachmittags offen.

Pullman

ist wahrscheinlich die in Europa bekannteste aller Arbeiteransiedlungen der Union. Sie ist auch die größte. Ihre Anlegung begann 1880 durch die „Pullmansche Palastwagen-Gesellschaft“, welche mehr als zwanzig Jahre vorher von dem Erfinder George Pullman und dem jetzt so berühmten, damals aber noch unbekannten Nabob

Andrew Carnegie gegründet worden war. Um ihrem Personal gute Luft, gutes Wasser und gute Kanalisierung zu verschaffen und ihm gleichzeitig die Versuchungen der Großstadt fernzuhalten, kaufte die Gesellschaft behufs Verlegung ihrer Fabriken ein 16 Kilometer südlich von Chicago an der Illinois-Zentralbahn gelegenes ungeheures Grundstück, in dessen Nähe sich keine Sümpfe befinden, während der Boden gut drainiert ist. Die sehr reiche Gesellschaft, deren Kapital schon damals 18 Millionen Dollars (1894 allerdings bereits das Doppelte) betrug, ließ sich die Herstellung einer äußerst wertvollen und großartigen Kanalisierung eine runde Million Dollars kosten. Ein Röhren- und Kloakensystem versieht jedes Haus mit einem guten Keller und leitet den Regen unmittelbar in den Calumetsee; ein andres leitet den Hausunrat in ein 300 000 Gallonen fassendes Reservoir unter dem Wasserturm, von wo aus der Unrat nach einer Musterfarm gepumpt wird, ohne daß in der Gegend des Turmes oder der Farm ein Gestank fühlbar wäre. Der inmitten der Stadt stehende Turm empfängt sein Wasser mittels Pumpwerks vom Michigansee.

Sehr tüchtige Architekten, Ingenieure und Landschaftsgärtner machten sich an die Anlegung der Stadt, die 1884 bereits 8 Kilometer wohlgepflasterter Straßen mit 1520 Wohnungen aufwies. Sie macht den Eindruck, ungemein hübsch und rein zu sein. Die Häuser —

teils Cottages, teils Großbauten mit zahlreichen kleinen Wohnungen — sind in den verschiedensten Baustilen gehalten, die Straßen (Gesamtlänge jetzt 15 Kilometer) breit, schattig, wohlgepflegt und täglich besprengt. Die Gesellschaft unterhält eine Markthalle für Fleisch- und Pflanzennahrung; alle übrigen Kaufläden befinden sich in einem prächtigen Arkadenbau, welcher auch die Bureaus, das Theater, die Bank und die Bücherei enthält. Auch das einzige vorhandene Hotel gehört der Gesellschaft; nur hier gibt es eine Schänke — sonst nirgends in ganz Pullman. Überhaupt ist die ganze Stadt Eigentum der Gesellschaft, welche weder Häuser noch Einzelwohnungen oder Grundstücke verkauft, sondern nur alles vermietet oder verpachtet. In den Straßen wird kein Schmutz geduldet und jedes Haus hat auch rückwärts einen Zugang.

Die Erbauung Pullmans soll insgesamt 8 Millionen Dollars gekostet haben. Die Verzinsung dieses Kapitals beläuft sich meist auf etwa $4^1/_2$ Prozent. Die Mieten werden von den Löhnen abgezogen und decken auch die Erhaltung des Rasens vor den Häusern, die üblichen Ausbesserungen und die Straßenreinigung. Die geringste Miete — für die kleinste Wohnung von zwei Stuben — beträgt monatlich 4 Dollars, die höchste 100 Dollars für das größte Sonderhaus, die durchschnittliche 14 bis 25 Dollars. Die meisten Häuser enthalten fünf Zimmer, viele sieben Stuben und ein Badezimmer, alle

aber Keller, Speisekammer, Wasserleitung, Gasbeleuchtung usw. Die Mieter brauchen keinerlei Steuer zu zahlen. Wer ein Häuschen kaufen will, darf dies ohne weiteres in den nahen Vororten Chicagos tun und wird dabei von der Pullmangesellschaft und einer örtlichen Sparkasse unterstützt. Etwa 1000 Mann haben hiervon Gebrauch gemacht. Nebenbei bemerkt, haben bei dieser Sparkasse rund 2500 Angestellte Einlagen von insgesamt 600 000 Dollars.

Pullman City zählte 1884 8513, zehn Jahre später 14 000 Einwohner. 1893 beschäftigte die Gesellschaft 6324 Männer in ihren Waggon- und Eisenwerken, Ziegeleien und Zimmermanns-Werkstätten bei einem Lohnbudget von über 7 Millionen Dollars. Die Freischule ist in einem sehr schönen Gebäude untergebracht. Bedauerlicherweise wird der Wert der Bibliothek dadurch erheblich herabgedrückt, daß man für deren Benutzung pro Kopf und Jahr 3 Dollars berechnet; die Folge ist, daß sie in der Regel bloß etwa 300 Abonnenten hat. Um das Religionsleben, das durch mehrere Sekten vertreten ist, kümmert sich die Gesellschaft nicht; sie berechnet für die ihr gehörige Kirche sogar Miete, und zwar so hohe, daß das Gebäude keineswegs immer vergeben werden kann. Doch haben zwei Religionsgemeinden vor einigen Jahren an der Peripherie eigene Kirchen erbaut.

Da nur äußerst selten Spuren von Verbrechen oder

Trunksucht auftreten — wahrscheinlich weil es keine Armut gibt — genügt ein Schutzmann für die ganze Stadt, und der hat glücklicherweise recht wenig zu tun. Die Gesellschaft bestreitet die Kosten der Feuerwehr, des Arztes und der Arzneien; auch unterhält sie eine Turnhalle, einen großen Ballspielrasen und einen Sportsaal. Das 800 Zuschauer fassende schöne Theater wird zwei- bis viermal monatlich an Truppen aus Chicago oder anderen Großstädten vermietet. Die Sterblichkeit war in den ersten drei Jahren weniger als ein Drittel des in den Städten der Union üblichen Durchschnittes und ist bislang nicht über die Hälfte dieses Durchschnittes gestiegen.

Der versittlichende Einfluß der gesunden Umgebung und der ethischen Einrichtungen hat sich zweifellos als ein ausgezeichneter erwiesen. Allein trotz der großen Vorteile, welche die Angestellten der Firma Pullman hier genießen, schlossen sie sich großenteils dem Debsschen Riesenstreik von 1894 an — ein Umstand, der den Beweis lieferte, daß das damalige Personal mit der Gesellschaft nicht durchweg auf gutem Fuße stand. Es gilt für ausgemacht, daß eine der Ursachen in der Unmöglichkeit lag, an Ort und Stelle Häuser zu kaufen oder Grund zu erwerben. Auch gelten die Wohnungsmieten für zu hoch, denn sie verschlingen ein Fünftel bis ein Drittel des Lohnes und werden bei Lohnermäßigungen nicht ermäßigt. Ferner ist die Verwaltung

der Protektionswirtschaft beschuldigt worden — ob mit Recht, steht nicht fest. Ein großer Übelstand besteht im Mangel an einer unabhängigen Lokalzeitung. Seit dem erwähnten Streik lehnt die Firma die Anstellung von Mitgliedern des Debsschen „Amerikanischen Arbeiterverbandes“ ab. 1899 sprach eine gerichtliche Entscheidung der Pullman Company das gesetzliche Recht ab, auf Grund ihres Statuts ein derartiges Industriegemeinwesen zu bauen und zu erhalten. Zu dessen Auflösung wurde eine Frist von zehn Jahren gewährt.

Welche Folgen immer diese Entscheidung auch nach sich ziehen möge, man wird nicht umhin können, in das Lob einzustimmen, welches eine große interstaatliche Arbeitskommission 1884 der Schöpfung zollte, die mit solchem Weitblick und — einzelne Züge ausgenommen — solchem Hochsinn ins Leben gerufen und deren Details mit solcher Gründlichkeit durchdacht und ausgearbeitet wurden.

Ford City

im Staate Pennsylvania (60 Kilometer von Pittsburg entfernt) bildet geradezu ein soziales Kuriosum und unterscheidet sich in mancher Beziehung von den andern Arbeitergemeinden. Dieses Städtchen von rund 3000 Einwohnern ist das ausschließliche Eigentum der „Pittsburger Spiegelglasfabrik“, deren umfangreiche Anlagen

hier zu finden sind. Für die Wahl dieser Gegend war der Umstand maßgebend, daß in der betreffenden Grafschaft grundsätzlich keine Schanklizenzen erteilt werden. Direktor Ford setzte voraus, daß das Fehlen der Wirtshäuser die Sitten der Arbeiter verbessern und das Personal zu zweckmäßigerer Verwendung des Geldes veranlassen werde. Und er täuschte sich nicht. Zwar kamen im Laufe der Zeit die Leute auf den Gedanken, Bierklubs ins Leben zu rufen und sich in dieser Weise mittelbar geistige Getränke zu verschaffen; aber die klugen und kräftigen Gegenmaßregeln der Fabrikleitung führten bald zur Beseitigung der Bierklubs und so sind in Ford City seit 1890 wieder keine geistigen Getränke zu bekommen. Auch Wettbureaus gibt es nicht, wohl aber ein Theater, eine Turnhalle, eine Kegelbahn und zwei Kirchen.

Die Wohnhäuser sind durchweg sehr behaglich, geräumig und aus den besten Materialien erbaut. Dieser Umstand, ferner der Mangel an Schnaps, die gesunde Lage und die ruhige, regelmäßige Lebensweise erklären die außerordentliche Gesundheit der Einwohner von Ford City. Auch die ebenso reichliche wie billige Ernährung trägt hierzu bei. Ein Pfund Fleisch von vorzüglicher Güte kostet bloß 5 bis 10 Cents (= 20 bis 40 Pfg.). Auch die Kleidung und die Wohnungsmiete sind wohlfeil. Die letztere beträgt monatlich, je nach der Hausgröße, 5 bis 20 Dollars. Die Spiegelglas-Aktiengesell-

schaft, der sämtliche Häuser gehören, verkauft grundsätzlich keines. Sie besitzt auch die Gebäude der Post, des Gasthofes, des Lesesaales, der Kaufläden ꝛc. Die Läden selbst werden indes an Privatpersonen vermietet. Der Lesesaal wird gut besucht. Das Schulhaus hat die Firma der Gemeinde unter der Bedingung geschenkt, daß, statt der in Nordamerika auf dem Lande üblichen 6, jährlich 9 bis 10 Monate hindurch Schule gehalten werde.

Besonders reich an öffentlichen Gebäuden, Spenden der örtlichen Unternehmer, ist

North Easton,

ein neu-englisches Großindustriedorf. Es wurde 1803 von dem Schaufelfabrikanten Oliver Ames senior gegründet. (Näheres in W. L. Chaffins „History of Easton“, einem musterhaften Buche.) Jetzt beschäftigt die Firma Ames rund 500 Arbeiter und erzeugt jährlich etwa $1^1/_2$ Millionen Schaufeln. Oliver Ames junior ließ für 130 000 Dollars eine schöne Steinkirche nebst Pfarrhaus erbauen, spendete ein ihrer ewigen Erhaltung und der des Friedhofes gewidmetes Kapital und hinterließ letztwillig 50 000 Dollars zur Errichtung und Erhaltung einer Freibücherei, sowie 50 000 Dollars zur Verbesserung des Straßenwesens, doch unter der ver-

nünftigen Bedingung, daß die Stadt dem gleichen Zwecke jährlich 2000 Dollars zuwende. Seine Witwe fügte für die Erhaltung der Bibliothek 40 000 Dollars, seine Tochter für den Bau und den ersten Büchereinkauf 43 000 Dollars hinzu. Gegenwärtig zählt die Sammlung weit über 12 000 Bände. Ein Neffe Olivers schenkte 1886 der Stadt 2000 Dollars behufs Bepflanzung der Straßen mit schattigen Bäumen — unter der Bedingung, daß die Gemeindeverwaltung aus Eigenem 500 Dollars hinzufügt; denselben Betrag opferte er alljährlich, bis sämtliche Straßen in Alleen verwandelt waren.

Mit dem Schulwesen ist es sehr gut bestellt. Verschiedene Mitglieder der Familie Ames haben zwischen 1868 und 1896 große Beträge für Unterrichts- und Bildungszwecke gespendet — teils bei Lebzeiten, teils testamentarisch. Die Firma als solche ließ sich ein umfangreiches, dreistöckiges Mittelschulgebäude 45 000 Dollars kosten. Unter der Bedingung einer angemessenen jährlichen Zuwendung seitens der Gemeinde errichtete Oliver Ames junior für Lehrzwecke eine Stiftung von 50 000 Dollars. Der vor sechs Jahren eingeweihte neue Mittelschulbau nahm 70 000 Dollars in Anspruch. Aus einer anderen Stiftung von 50 000 Dollars werden die Kosten der populär-wissenschaftlichen, von Nebelbildern begleiteten, auch für Kinder berechneten Gratisvorträge bestritten, welche im Winter wöchentlich in der sogen.

„Gedenkhalle“ — dem schönsten und größten Gebäude North Eastons, zu Ehren des Andenkens Oakes Ames' von dessen Kindern auf einem Hügel errichtet — stattfinden. Aus den Zinsen derselben Stiftung erhält jede mit Kindern gesegnete Familie ein Frei-Abonnement auf eine Jugendzeitschrift; der Rest der Zinsen dient zur Beschaffung von Lehrmitteln für die Schulen sowie zur Bezahlung der Leiter der Fachkurse (für Mädchen Nähen und Kochen, für Knaben Maschinenzeichnen und Holzschnitzerei) und des vorhandenen Kindergartens.

Hopedale.

Dieses Fabrikstädtchen gehört zu den bestgehaltenen auf Erden. Hier ist nichts von den üblichen bedrückenden Seiten der Großindustriegegenden zu sehen, dagegen sehr viele Beweise von Unternehmerfreigebigkeit und Privatgeschmack. Näheres findet sich in W. S. Heywoods „History of the Hopedale Community“ (1897) und in N. P. Gilmans „A dividend to labor“ (1899). Ursprünglich handelte es sich da um ein sehr vernünftiges und praktisches christlich-soziales Gemeinwesen, gegründet von Adin Ballou; da jedoch die finanzielle Grundlage eine unzulängliche war, mußte die Gemeinde 1856 dem industriellen Talent des Hauses Draper Platz

machen, das übrigens den brüderlichen Geist des Wohlwollens keineswegs beseitigen wollte. Dieser Geist macht sich auch unter den veränderten Daseinsbedingungen geltend. Die kleine Ortschaft liegt in der Nähe von Milford (Staat Massachusetts) und zählt rund 1100 Bewohner, die fast durchweg im Dienste der mit einem Kapital von 6 Millionen Dollars arbeitenden Spinnereimaschinen-Erzeugungsfirma „Draper Company" stehen.

Übrigens sind kaum mehr als 40 Prozent der Bevölkerung ständig in Hopedale, da die geschulten Arbeiter sehr oft schon nach wenigen Jahren fortgehen, um anderswo rascher vorwärts zu kommen; freilich kehren nicht wenige später zurück. Angesichts dieser Unstetigkeit der besten Arbeiter ist die Nachfrage nach eigenen Wohnhäuschen gering, weshalb die meisten Wohngelegenheiten in den Händen der Unternehmung sind. Dieselben sind gewöhnlich Cottages; es gibt solche in den verschiedensten Arten und sie haben in der Regel Badezimmer, moderne Öfen, Wasserleitung, Gasbeleuchtung oder elektrisches Licht, gute Kanalisierung und Rasenflächen. Müll und Asche werden behördlicherseits täglich entfernt. Die Gesellschaft sieht auf strenge Beobachtung der gesundheitlichen Vorschriften, hält alle Gebäude in gutem Stand und verteilt jährlich 200 Dollars in Preisen für die am besten aussehenden Höfe 2c. Die Miete schwankt zwischen 6 und 20 Dollars monatlich und verzinst das Anlagekapital der Firma mit 2 bis 4 Prozent. Die

zwei großen Gasthöfe werden verpachtet. Einzelne Mitglieder der Familie Draper haben auf ihre Kosten ein Rathaus, eine Bücherei und eine schöne Kirche erbaut. Letztere kostete über 60 000 Dollars. Das Rathaus enthält u. a. eine reiche, für Rechnung der Stadtverwaltung geleitete und stetig vermehrte Büchersammlung. Das neue prächtige Bibliotheksgebäude, das erst ganz kürzlich fertig geworden, hat mehr als 40 000 Dollars verschlungen. Sehr segensreich wirkt der Hopedaler gegenseitige Hilfsverein, der in den ersten elf Jahren seines Bestandes an Invalidengeldern 8118,88 Dollars, an Sterbegeldern 2300 Dollars ausgezahlt hat; im ersten Halbjahr 1899 nahm er 1208,30 Dollars ein und gab 706,85 Dollars aus.

In demselben Unionsstaate liegt

Whitinsville,

ein besonders löbliches Beispiel der Vorteile, welche das Verbleiben einer Industrie-Unternehmung im Besitze einer und derselben Familie während dreier Generationen bietet, wenn die Unternehmer dauernd an Ort und Stelle leben. Das Dorf gehört zu den besten Mustern eines von einem einzigen Industriezweig beherrschten und in den Händen einer Familie befindlichen Fabrik-

ortes. Es handelt sich um die im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts begonnene Erzeugung von Spinnerei-Maschinen durch die Firma Whitin, die 76 Prozent des unbeweglichen Eigentums der Gemeinde ihr eigen nennt und daher einen großen Teil der Erhaltung von Straßen, Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen zu tragen hat.

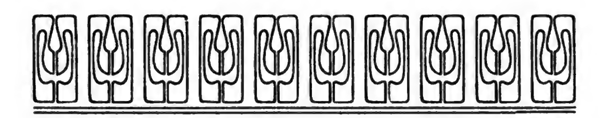
Whitinsville liegt $2^1/_3$ Kilometer von der Bahnstation Whitins entfernt, mit der es Omnibusverbindung hat. Es besitzt eine elektrische Frachtenbahn — die erste in Amerika erbaute — und ist elektrisch beleuchtet. Die Straßen sind gut und schön, schattig und asphaltiert. Kirchen und Schulen gibt es in Menge; auch Abendkurse werden abgehalten. Im Mittelpunkt des Dorfes befindet sich ein von den Whitins geschenkter Park; auch eine der Kirchen, und zwar die hübscheste, war ein Geschenk dieser Familie; desgleichen der große „Gedenkbau", der aus der Mitte der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts stammt und eine Anzahl von Vortrags-, Versammlungs- und Konzertsälen, sowie mehrere Schulzimmer und eine Bibliothek enthält. Leider kostet die Benutzung der letzteren jährlich einen Dollar; das ist wenig, aber es genügt, wie in Pullman, um die Benutzung sehr einzuschränken, und das kann doch nicht im Zweck solcher Sammlungen liegen.

Besonders erfreulich ist der Umstand, daß in Whitinsville keine geistigen Getränke zu haben sind und

daß der Sparsinn der Bevölkerung sich in sehr beträchtlichen Sparkasseneinlagen äußert (zu 4 Prozent). Die Whitinschen Unternehmungen geben 2500 Arbeitern Beschäftigung, die mit ihren Angehörigen in rund 500 Häusern wohnen. Die letzteren gehören der Firma, die den Leuten die Erwerbung eigener Häuschen nicht sonderlich erleichtert; die Mieten sind aber so niedrig, daß sie nur etwa ein Zehntel des Einkommens der Mieter verschlingen — „ein wahrhaft idealer Zustand," wie Budgett Meakin mit Recht bemerkt. Die neueren Cottages machen einen reizenden Eindruck.



Verschiedenartige.



Topolobampo.

I.

Man braucht noch kein idealer Schwärmer zu sein, um zuzugeben, daß der Besitz eines behaglichen, in jeder Beziehung angenehmen und gesunden Häuschens etwas überaus Wünschenswertes ist, und man braucht durchaus noch nicht zu den Radikalen zu gehören, um anzuerkennen, daß das Zahlen von Steuern, Mieten, Pachtgeldern und Kapitalzinsen dadurch, daß es einen großen Teil des Einkommens sehr Vieler verschlingt, einen großen Teil der Schattenseiten der heutigen Wirtschaftsordnung verschuldet. Könnten diese Zahlungen in Wegfall kommen, so wäre sehr viel zur Lösung der sozialen Frage getan und speziell auch die Erlangung vortrefflicher eigener Häuschen erleichtert.

Hertzka beseitigt in seinem „Freiland“, wie wir weiter oben gesehen haben, alle erwähnten Abgabengattungen in einschneidender Weise. Dasselbe wollte

der nordamerikanische Ingenieur, Oberst und Sozialreformer Albert Kimsey Owen tun, aber auf minder radikale Art, indem er nicht wie Hertzka herrenloses Land jedem behufs unentgeltlicher Nutznießung zur Verfügung stellt, sondern jeden Staat oder jede Stadt als Aktiengesellschaft organisiert wissen will, welcher der Boden gehört und welche ihn an die Aktionäre verkauft, wobei aber der Käufer ebenfalls nur so lange die Nutznießung hat, als er das Grundstück wirklich benutzt; will er oder sein Erbe es aufgeben, so erhält er von der Gesellschaft den Kaufschilling zurück, während in „Freiland", wo eben kein Kaufschilling gezahlt wird, der Nächstbeste das verlassene Grundstück in Benutzung nehmen kann.

Die Hauptgrundsätze, von denen A. K. Owen ausging, waren: „Mit vereinten Kräften" und „Integral Co-operation", d. h. „vollständige Vergenossenschaftung". Was er hierunter versteht, ist in einer ganzen Reihe von Bänden und Broschüren niedergelegt; ich habe mich z. B. durch drei Bände „Integral Co-operation" (1884, 1887, 1891), durch die Schriften „Homes, and how to obtain them", „A Co-operative City", „The Credit Foucier Company" &c., sowie durch mehrere Jahrgänge der die Owensche Theorie und Praxis vertretenden Blätter „The Integral Co-operator" (Enterprise), „The New City" (New-York) und „The Credit Foncier of Sinaloa" (Topolobampo) durchgelesen,

wozu noch zahllose Prospekte, Rundschreiben und Broschüren kommen.

Seine sozialpolitischen Studien drängten Owen schon vor einem Dritteljahrhundert die Beobachtung auf, daß unter dem Walten der heutigen Wirtschaftsordnung im rücksichtslosen Wettbewerb vorwiegend diejenigen Handels- und Industriebetriebe erfolgreich seien, die auf dem Zusammenwirken einer größeren Unternehmerzahl beruhen: die großen Eisenbahnen, Wasserleitungen, Gasanstalten u. dgl. „Mit vereinten Kräften" monopolisieren „Ringe" und andere vielköpfige Vereinigungen ganze Geschäftszweige mit ungeheurem Gewinn. Wie, wenn jede Stadt — und in weiterer Folge vielleicht jedes Land — die öffentlichen Verkehrsmittel, die Heizungs-, Beleuchtungs- und Wasservorrichtungen, das Schul- und Unterhaltungswesen, kurz, alle für die Gesamtheit berechneten Veranstaltungen in eigener Regie monopolisierte und den großen Gewinn selber einsteckte, sodaß er nicht einzelnen Unternehmern, sondern der Gesamtheit zugute käme?

Folgende Worte Owens sind für seine Bestrebungen sehr bezeichnend: „Es kann kein vollkommen genossenschaftlich eingerichtetes Gemeinwesen geben, das nicht im Besitze seines Bodens, seiner Fabriken, seiner Verkehrs- und Zahlungsmittel sein müßte. Diese vier Dinge sind einer Genossenschaft ebenso nötig wie dem Körper des Menschen die Muskeln, die Knochen, die

Sehnen und das Herz." Das nennt man mit einem modernen Wort „Munizipal-Sozialismus".

Von diesem genossenschaftlichen Gedanken ausgehend, baute Owen, unter eklektischer Zuhilfenahme seiner auf langen Weltreisen gesammelten Erfahrungen und der Ergebnisse seiner volkswirtschaftlichen Forschungen, im Laufe der Jahre ein System „vollständiger Vergenossenschaftung" auf, das er „Integral Co-operation" nannte. Immer wieder sagte er: „Wenn ein Dutzend Gesellschaften, von einander unabhängig oder gar sich bekämpfend, einer Stadt ein Dutzend verschiedener Dienste leisten und ihren Aktionären auf Kosten der Bevölkerung hohe Dividenden zahlen können, müßte ein ähnlich für eigene Rechnung arbeitendes Gemeinwesen dieselben Dienste billiger, besser und zum Wohle aller leisten." Immer wieder sieht er in einem „vollkommenen Genossenschaftswesen" ein Hauptheilmittel der Nachteile der modernen Ordnung der Dinge. Und er begnügte sich nicht mit theoretischen Auseinandersetzungen, sondern schritt allmählich daran, die Durchführung seiner Lehren in der Praxis zu versuchen, indem er zu diesem Zweck an einem Orte, wo er die Vorbedingungen so ziemlich beisammen fand, im Hinterlande des durch Größe, Tiefe, geographische Lage 2c. ausgezeichneten Hafens von Topolobampo, eine Niederlassung gründete, deren erste Besiedler 1886 eintrafen, und gleichzeitig eine seinen Plänen angemessene Betriebsgenossenschaft ins Leben rief,

die den Namen „Credit Foncier Company of Sinaloa“ erhielt. Damals wußte die Außenwelt fast gar nichts von der Topolobampo-Bucht und der mexikanischen Provinz Sinaloa. Owen hatte beide kennen gelernt, als er den Bau der mexikanischen Zentralbahn leitete. Die merkantil höchst wertvollen Eigenschaften des Naturhafens, die außerordentliche landschaftliche Schönheit der Gegend, die seltene Fruchtbarkeit des Bodens und der mineralische Reichtum des Landes brachten ihm die Überzeugung bei, daß es für sein Experiment kein aussichtsvolleres Feld geben könne. Dazu kam der günstige Umstand, daß die mexikanische Regierung ihm für die Genossenschaft umfassende Ländereien schenkte, andere sehr wohlfeil zur Verfügung stellte und ihm unter Zusage eines hohen Staatszuschusses die Konzession zur Erbauung einer etwa 1400 Kilometer langen Eisenbahn („Mexikanische Westbahn“) von Topolobampo nach Texas — vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean — erteilte. Die Regierung tat all dies im eigenen Interesse des Landes, denn die recht wohlhabende Bevölkerung jener blühenden Provinz war wegen Mangels an Verkehrsmitteln außer stande, mehr zu erzeugen, als sie für den eigenen Bedarf brauchte, hieß daher die nordamerikanischen Zuzügler als Vorläufer des wirtschaftlichen Fortschrittes und Verkündiger einer gedeihlichen Weiterentwicklung Mexikos willkommen und brachte ihnen begeisterte Gastfreundschaft entgegen.

Was unser Ingenieur und Oberst mit seiner Gründung eigentlich wollte, wird am klarsten der folgende, getreu übertragene Auszug aus der im Jahre 1886 entworfenen „Verfassung der Credit-Foncier-Gesellschaft" dartun:

„Unsere Grundsätze. Wir glauben: 1. Daß die Nützlichkeit und das Glück der Menschheit von deren leiblicher, geistiger und sittlicher Fortentwicklung abhängt. 2. Daß die Sittlichkeit von einem gesunden Geist, dieser wieder von der leiblichen Gesundheit abhängt, diese ihrerseits von der Reinheit der Luft, diese endlich von einer verständigen, tüchtigen Verwaltung des Bodens mit allem, was drum und dran ist; folglich muß der Boden nebst der Luft, dem Wasser, dem Metall, dem Holz, den Mineralien, dem Gras 2c. im Besitze der Gesamtheit sein und von ihr zu Gunsten der Mitglieder verwaltet werden. 3. Daß die Genossenschaft (gleich: Gesamtheit) auf Pflichterfüllung, Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit beruhen sollte, und daß das Maß der Nützlichkeit, des Glücks und des Fortschritts der einzelnen Mitglieder von dem Maße des Verständnisses abhängt, welches dieselben für den gegenseitigen Zusammenhang aller haben; dieses Verständnis muß bewirken, daß die Starken den Schwachen aus Pflichtgefühl beistehen und daß jedermann in allen Dingen — persönlichen, privaten, lokalen, staatlichen — Gerechtigkeit übe. 4. Daß ohne häusliches Leben keine Würde

und kein fester Charakter möglich ist und daß es daher zu den Pflichten der Genossenschaft gehört, jede Familie mit einem ausreichenden, ständigen Heim zu versehen. Da der Einzelne nur dann unabhängig sein kann, wenn er sein Haus ganz oder doch teilweise besitzt, es aber ohne Unabhängigkeit keine tadellose Handlungsweise gibt, werden nur jene stimmberechtigt sein, die im Besitze eines eigenen Heims sind. 5. Daß die höchsten Ziele des Menschen der Besitz eines dauernden, ausreichenden, schönen Heims, die Erlangung beständiger, lohnender, angenehmer Beschäftigung, die geistige Fortbildung und der Genuß anziehender Unterhaltung sind. Demgemäß sollte ihm die Möglichkeit, zu besitzen und zu genießen, nach Maßgabe seiner Wünsche und Geisteskräfte geboten sein. 6. Daß kein Individuum dem andern gleicht, daß jedes einzelnen Beschäftigung seiner Eigenart angepaßt werden muß und daß der Reichtum wie das Ansehen des Gemeinwesens von der Verschiedenheit der Vervollkommnung der häuslichen Gewerbetätigkeit abhängt. 7. Daß aller Reichtum aus dem verständnisvollen Zusammenwirken der Arbeit mit dem Boden und den Naturkräften hervorgeht, daß alles Erzeugte dem Erzeuger gehört und daß die Aufstapelung, die Manipulierung und der Austausch aller Waren Sache der Genossenschaften sind. 8. Daß es im Bereiche des Denkens und Erfindens keine Originalität gibt, daß vielmehr jeder Gedanke sowie jede mechanische Kombination das

Ergebnis jahrhundertelangen Denkens und Strebens Tausender ist. Folglich gehören die Vorteile der praktischen Anwendung niemals vollständig dem Schreiber des letzten Gedankenkettengliedes oder dem Vervollkommner einer Erfindung, sondern größtenteils den Nachkommen und Erben jener, durch deren Vorarbeit die betreffenden Gedanken oder Erfindungen ermöglicht worden sind. 9. Daß, wie die Genossenschaft verpflichtet ist, jedem Mitgliede nützliche und einträgliche Beschäftigung zu sichern, die Mitglieder gehalten sind, denjenigen Berufen obzuliegen, für welche sie sich am besten eignen. 10. Daß Ehrenämter Pflichten sind, die die zur Exekutive befähigtsten Mitglieder sich und der Genossenschaft gegenüber zu erfüllen haben."

Soweit die theoretischen Grundsätze. Auf deren praktische Anwendung übergehend, besagte die „Verfassung der Kredit-Foncier-Genossenschaft" ferner:

„Wir glauben: 11. Daß das Gemeinwesen eine gesellschaftliche Vereinigung (Genossenschaft) sein solle, als deren Aufgabe vorschriftsmäßig einzutragen wäre: die Sorge für alles, was mit der Förderung und Festigung des Gemeinwohls zusammenhängt. Hierher gehört unserer Ansicht nach in erster Reihe: die Verwaltung und Nutzbarmachung des Bodens, die öffentliche Gesundheitspflege, die Beistellung der Produktionsbehelfe, die Handhabung des Austausch-, Verkehrs-, Bau-, Unterrichts- und Unterhaltungswesens. 12. Daß innerhalb

der Genossenschaft keine private Vereinigung oder Vergesellschaftung bestehen sollte und daß alle öffentlichen Nützlichkeitseinrichtungen — Luft, Straßen, Beleuchtung, Wasser, Bauten, Kloaken, Fernsprecher, Tramways usw. — im Besitze und in der Verwaltung der Genossenschaft sein müssen. 13. Daß die Gesamtheit für die Versicherung gegen Unfälle und Eigentumsschädigungen aufzukommen, den Kranken, den Alten, den Witwen und den Waisen beizuspringen, ferner für die Kinder aller Genossenschaftsmitglieder Kindergärten, Schulen und Fachunterricht unentgeltlich beizustellen hat. 14. . . . 15. Daß die Zufallsspiele unzulässig sind und daß alle unanständigen Berufe verboten werden sollen. 16. . . . 17. . . . 18. . . . 19. . . . 20. . . . 21. Daß kein Mitglied bei Wahlen für sich selbst stimmen darf, und daß jeder, der einen andern um seine Stimme ersucht, mit Ausschließung aus der Genossenschaft bestraft werden ollte. 22. Daß kein Mitglied Vorrechte beanspruchen kann. 23. . . . 24. Daß die Genossenschaft von niemandem Geld borgen darf, es sei denn von ihren eigenen Mitgliedern. 25. . . . 26. . . . 27. Daß kein Mitglied, welches Geld zu borgen wünscht, sich dieserhalb anderswohin wende, als an die Genossenschaft. 28. . . . 29. Daß das allgemeine Stimmrecht, obgleich an und für sich etwas Gutes, durch die übliche Art seiner Ausübung schädlich geworden ist und für den einzelnen wie für die Gesamtheit erst dann ersprießlich

sein wird, wenn jedes stimmberechtigte Individuum die Gesetzentwürfe lesen und mit reifem Urteil darüber abstimmen kann; und daß der Prüfstein des Kulturgrades einer Körperschaft in der Nützlichkeit, dem Glück und der geistigen Besonderheit ihrer Mitglieder besteht. 30. Daß jederlei Parteipolitik u. dergl., wenn bei uns gestattet, dieselben Früchte tragen würde wie überall: die gesetzmäßige Unterjochung der Produzenten durch Schlauköpfe und Nichtproduzenten. 31. ... 32. ... 33. Daß Klubs, geheime Gesellschaften und andere private Vereine das Ergebnis anarchistischer — nichtorganisierter — Gemeinwesen sind und daß unter dem Walten der planmäßigen Kooperation an ihre Stelle unentgeltliche Vorträge, Büchereien und Unterhaltungen treten werden. 34. Daß das Grundprinzip der Religionen (der Gottesbegriff) richtig ist, daß die Religion keine überkommene Wahrheit, sondern ein gesuchtes Ergebnis bildet, daß sie gut sei, solange sie uns an unsere Pflichten gemahnt, endlich, daß sie lediglich Sache jedes einzelnen ist und nichts mit dem Staat, der Gesellschaft oder der Gesamtheit zu schaffen habe. 35. Daß die Grundlage des häuslichen Lebens und des Gemeinwohls in der Ehe besteht, die Eheschließung also gefördert und unentgeltlich gemacht werden sollte, und daß jeder Mann nur ein Weib, jedes Weib nur einen Mann haben dürfe. 38. Daß wir der Menschheit ein friedliches, nützliches Beispiel geben, gegen alle Welt höflich sein, einfache

aber schöne Gewänder tragen, uns einer anständigen Sprache und eines geziemenden Benehmens befleißigen wollen. 37. . . ."

An die „Verfassung" schloß sich ein „Gelöbnis" an, welches jeder „Genosse" unterschreiben mußte: „Ich, . . . aus . . ., verpflichte mich hiermit, den obigen Grundsätzen treu zu bleiben und mich den von den Leitern der Kredit-Foncier-Gesellschaft von Zeit zu Zeit zu schaffenden Satzungen zu unterwerfen, widrigenfalls ich mir die im Reglement festzusetzenden Strafen ruhig gefallen lassen und mich dem Urteile der Genossen fügen will, ohne mich an die Gerichtshöfe Mexikos oder der Vereinigten Staaten oder anderer Länder zu wenden."

Die folgende Stelle aus der Schrift: „Integral Co-operation" wird zeigen, daß es sich in Topolobampo keineswegs um streng kommunistische Anwandlungen handelte:

„Wir wünschen Umgestaltung, nicht Umwälzung, Zusammenwirken, nicht Vereinzelung, Vergenossenschaftung, nicht Kommunismus, Eintracht, nicht Gegnerschaft, Wetteifer, nicht Wettbewerb, Gerechtigkeit, nicht Gleichheit, Freiheit, nicht Zügellosigkeit, Beschäftigung, nicht Wohltätigkeit, Ausnutzung, nicht Verschwendung, Religion, nicht Sektenwesen, Beratung, nicht Predigt, Rechte, nicht Zeremonien, Taten, nicht Glaubensbekenntnisse, Vorbilder, nicht Vorschriften, Gesetze, nicht Formalitäten, Ordnung, nicht Anarchie, allgemein gültige Regeln, nicht

Klassengesetzgebung, Planmäßigkeit, nicht Zufallsergebnisse, genossenschaftliche, nicht parteimäßige Verwaltung. Wir fordern, daß diejenigen Kulturbehelfe, von denen die Nützlichkeit, der Fortschritt und das Glück des Staatsbürgers abhängen, — Luft, Boden, Wasser, Licht, Naturkräfte, Austausch, Beförderung, Bauten, Gesundheitspflege, Unterricht, Unterhaltung, Versicherung, Produktion, Handel ꝛc., — im Interesse der Gesamtheit lediglich von der letzteren gehandhabt werden und daß anderseits das Privatleben, das Eigentum, die Ansichten und die Individualität des einzelnen heilig zu halten seien."

Und in der Broschüre „Pacific City" (1892) lesen wir: „Der Mensch ist nicht zum Alleinsein bestimmt. Niemand kann sich allein glücklich oder nützlich machen. Sicherlich hat niemand selber seine Begabung erzeugt oder selber sich mit Wohnung, Nahrung, Kleidung und Schutz versehen. ... Ideen, Talente, Kenntnisse, Bildung, Geschicklichkeit sind die Früchte des Zusammenlebens in dem Gemeinwesen, in welchem sie entstanden und gefördert worden sind, wie das arbeitslose Einkommen aus Grundstücken das Ergebnis des Anwachsens der Stadtbevölkerung ist. Die „vollständige Vergenossenschaftung" lehrt, daß der einzelne allein nichts vermag, daß alles, was jemand ist oder sein wird, von den Vorteilen abhängt, die ihm die Gesellschaft bietet. Nur wenn viele unter dem Walten eines gewissen Maßes

von Zucht zusammen denken, arbeiten und ruhen, gelangt der Götterfunke im Menschen zur Auslösung und veredelt ihn. . . . Wer allein lebt, macht in der Gesittung Rückschritte."

II.

Die Oberleitung des neuen Gemeinwesens lag in den Händen von zehn „Direktoren", deren Wahl in derselben Weise erfolgte wie bei jeder anderen Aktiengesellschaft; nur durfte niemand für sich selber stimmen. Niemand durfte mehr als 48 Aktien à 10 Dollars haben, weil niemand mehr als 48 Parzellen — hierüber später — sein eigen nennen konnte. Das Direktorium wählte aus der eigenen Mitte den Vorsitzenden, den Schatzmeister 2c. und verteilte unter sich die Leitung der zehn Verwaltungs-Abteilungen. Die Direktoren waren auf fünf Jahre zu wählen und empfingen Monatsgehälter von je 100 Dollars; sie mußten Mitglieder der Genossenschaft sein und im Bereiche der letzteren wohnen. Der Direktor jedes Dienstzweiges stellte im Namen der Genossenschaft allein die für jene nötigen Beamten und Arbeiter an. Einen anderen Arbeitgeber gab es im Owenschen Idealstaat nicht. Da nun die Direktoren „mehr als Ratgeber und Helfer denn als Überwacher tätig sein sollten, lag es," wie der Gründer und Vorsitzende schrieb, „im Interesse der Aktionäre, aus ihrer

Mitte solche Personen zu wählen, denen sie die größte Fachtüchtigkeit zumuten und zu deren Charakter sie volles Vertrauen haben. . . . Parteipolitik darf mit der Verwaltung nichts zu schaffen haben."

Die zehn Verwaltungszweige waren die folgenden: 1. Bank-, Versicherungs- und Zahlungswesen. 2. Öffentliche Bauten und Straßenwesen. 3. Feuer- und Sanitätspolizei. 4. Rechtspflege und Standesämter. 5. Verkehrswesen und Beförderungsmittel. 6. Naturkräfte. 7. Industrie und Handel. 8. Unterricht, Erziehung und Unterhaltungen. 9. Land- und Forstwirtschaft, Viehzucht und Fischerei. 10. Ärzte, Apotheker und Verpflegungswesen. Man wird hier eine Kultusabteilung, einen „Minister für geistliche Angelegenheiten" vermissen. Eines solchen bedurften die Leute nicht, denn sie opferten nichts für Kirchenbauzwecke u. dergl. und betrachteten die Religion, wie wir bereits aus den obigen „Grundsätzen" wissen, nicht als etwas Öffentliches, sondern als individuelle Privatsache. Der amerikanische Geistliche Hogeland, der die Niederlassung im August 1890 besuchte, bemerkte über diesen Punkt in einem kalifornischen Blatte: „Die Ansiedler haben sich nie als Heilige aufgespielt, vielmehr von jeher erklärt, ohne Priester und Kirchen auskommen zu wollen. Dennoch sind sie gottergeben und fromm. Ihre sittlichen Anschauungen stehen auf einer hohen Stufe und ihr Lebenswandel ist nachahmenswert. Sie haben keine Polizei und keine Ge-

fängnisse; dennoch wissen sie nichts von Schlägereien, Verführungen, Dieberei und Trunksucht. Sie sind Gegner der stärkeren geistigen Getränke, des Tabaks, der Tierquälerei und aller unanständigen und rohen Ausdrücke." Owen schreibt: „Wir sind religiös, aber keine Theologen. Bei uns kann, wie bei jeder anderen Aktiengesellschaft, jeder Aktionär ein beliebiges Glaubensbekenntnis haben. . . . Wie in allen Dingen, sind wir auch im Punkte der Religion Eklektiker, d. h. wir nehmen das Schöne, Gute und Wahre, wo wir es finden: von den Christen, Theosophen, Griechen rc., ohne Anglikaner, Katholiken, Theosophen rc. zu sein. . . . Wir wollen ein gottgefälliges Leben führen, indem wir in allen Dingen edel denken und in unserem Alltagsleben und im gegenseitigen Verkehr stets richtig und freundlich handeln." In John W. Lovells Schrift „A Co-operative City" lesen wir: „Den allen Religionen gemeinsamen Gottesbegriff erkennen wir an; im übrigen aber halten wir die Religion nur insofern für nützlich, als sie geeignet ist, im Denken und Handeln zur Pflichterfüllung anzuspornen. . . . Unsere Religion besteht in dem Streben nach Hebung der Lage der Menschen, nach Rücksichtnahme auf alle Geschöpfe, mit denen wir in Berührung kommen, nach Beobachtung der Vorschrift, niemandem zu tun, was wir nicht an uns getan wünschen, nach Vermeidung von Sektiererei, nach Arbeit, Forschung und Fortschritt." Die Ansiedler

hielten also nicht viel vom Kirchentum. Sie meinten, daß man das Gute nicht einer „hienieden oder im Jenseits erhofften Belohnung" wegen tun müsse, sondern lediglich um des Guten willen. „Wir wollen ein sittliches, religiöses Leben führen in Übereinstimmung mit den besten Lehren und Handlungen des Altertums und der Neuzeit, des Heiden- wie des Christentums. Wir beabsichtigen nicht, der Jugend einzuprägen, daß irgend eine bestimmte Kirche die alleinseligmachende Wahrheit kennt." Und an einer anderen Stelle bemerkt Owen: „Wir glauben, es sollte mit dem Recht und der Gerechtigkeit so streng genommen werden, daß die Verfälschung eines einzigen Gebrauchsartikels . . . auf das ganze Gemeinwesen ein schlechtes Licht werfen müßte. Welchen Zweck hat eine Konfession, die ihre Bekenner nicht vom Betrügen, Stehlen 2c. abhält? Die wahre Religion besteht nicht darin, daß man einfach sagt, man glaube an dies und das; nein, wir verlangen auch, daß man sein Leben nach dem einrichte, was man für richtig hält. Eine Religion der Worte ohne Taten flößt uns kein Vertrauen ein." Im übrigen durfte jeder „Genosse" einer beliebigen Religion angehören. „Aus all diesen Gründen," äußerte Lovell, „werden wir auch keine gottesdienstlichen Häuser errichten."

Mitglied des „Kredit Foncier" konnte jede Person werden, die das erwähnte Gelöbnis unterschrieb und mindestens einen Anteilschein zu 10 Dollars kaufte.

Im Reglement hieß es: „Ehe ein Genosse nach der Kolonie abreist (d. h. ehe er den zur Übersiedelung berechtigenden ‚Erlaubnisschein‘ erhält), muß er mit dem Schriftführer des Direktionsrates ein schriftliches Abkommen getroffen haben bezüglich der Art der zu leistenden Arbeit und der zu gewährenden Entlohnung.“ Wollte ein Genosse sich zurückziehen, so hatte er mindestens dreimonatlich zu kündigen; dann wurde sein Konto zusammengestellt und ihm in kurzen Zwischenräumen sein Guthaben ratenweise ausgezahlt. Dasselbe galt von ausgeschlossenen Mitgliedern.

Die Ausschließung sollte — und zwar durch die Direktoren — erfolgen, wenn jemand die Grundsätze 2c. der Genossenschaft erheblich verletzte; doch konnte binnen 30 Tagen an eine außerordentliche Generalversammlung appelliert werden. Die Hauptausschließungsgründe waren: Zufallsspiele, Stimmbettel und „unanständige“ Beschäftigungen. Die betreffenden Bestimmungen waren übrigens, wie so manches andere im Owenschen Programm, ziemlich nebelhafter Art.

Die „Kredit-Foncier-Gesellschaft“ war berechtigt und ermächtigt: Grund und Boden zu kaufen und zu verkaufen, Straßen und Gassen anzulegen, Häuser zu bauen, einzurichten und zu verkaufen, Tramways und Eisenbahnen zu erbauen und zu betreiben, desgleichen Dampf- und andere Schiffe, elektrische Beleuchtungs- und andere Anlagen, Wasserleitungen 2c., Schulen, Märkte, Theater,

Gasthöfe, Lagerhäuser, Docks, Kaufhallen, Fabriken 2c. Ferner gehörten zu ihren Aufgaben: Landwirtschafts- und Handelsbetriebe, Bank- und Versicherungswesen, sowie alles, was mit den Geschäften und dem Verkehr einer großen Gemeinde zusammenhängt.

Jeder „Genosse" mußte wenigstens einen und durfte höchstens 48 Anteilscheine besitzen, hatte aber — damit künstliche Majorisierungen verhindert werden — immer nur eine Stimme. Die Aktien konnten nicht an Private übertragen, sondern nur an die Genossenschaft verkauft werden, und zwar zum Nominalwert. Sobald die Genossenschaft in den Besitz genügender Mittel gelangt wäre, hätte sie jedem Aktionär, der mehr als einen Anteil besaß, das Mehr ex offo abkaufen dürfen; dann sollten auch bloß wirkliche Ansiedler als Aktionäre zugelassen werden, während anfänglich, wo die Geldbeschaffung die Hauptsache war, auch Auswärtigen Anteilscheine verkauft wurden.

Zu den Bedingungen der Ansiedlung in der Owenschen Niederlassung gehörte außer den bereits erwähnten noch die, daß jeder Genosse (bezw. jede Familie), sofern er Ländereien zu haben wünschte, in die „Boden- und Verbesserungskasse" mindestens 20, höchstens 500 Dollars einzahle; die Hälfte dieser Kasse war für Ameliorationen, die andere für Landankäufe bestimmt.

Ferner mußte jeder Genosse sich seine Reisekosten

bezahlen und vorläufig auch das Erforderliche an Bettzeug, Kleidern, Möbeln usw. mitbringen.

„Um allen Kolonisten Beschäftigung zu sichern und das Anlagekapital vor Verlusten zu schützen, gleichzeitig aber Monopole oder private Kapitalansammlungen unmöglich zu machen," adoptierte Owen eine Abart der Bodenverstaatlichung, die die Mitte hielt zwischen den Vorschlägen Henry Georges und denen Hertzkas. „Der Boden soll der Gesamtheit gehören und derart verwaltet werden, daß jedermann in der Lage sei, ein Heim zu erwerben, welches miet- und steuerfrei wäre." Demgemäß wurde der Boden in Flächen von 400 bis 18000 Quadratmetern billig an die wirklichen Ansiedler verkauft. Die Genossenschaft wollte auf diesen Grundstücken die betreffenden Häuser nach vereinbarten Plänen bauen; doch durften die Häuser vom Besitzer weder vermietet noch verkauft oder mit Schulden belastet oder sonstwie übertragen werden.

Was den Handel betrifft, so ruhte er, wie bei Bellamy, ausschließlich in den Händen der Gesamtheit. Als Hauptvorteile hiervon hob Owen hervor: die Unmöglichkeit von Warenverfälschungen, die Ersparnis an Arbeitskraft, die Überflüssigkeit der „ungeheuren Kosten" des gegenwärtigen „scheußlichen und gemeinen" Anpreisungswesens. „Die Kaufläden," schreibt John W. Lovell in seiner Broschüre ‚A Co-operative City', „werden zur Bequemlichkeit des Publikums in ver-

schiedenen Stadtteilen liegen. Alle Gebrauchs- und Luxusartikel sollen unter seinem Dach zu finden sein. Mit Ausnahme der Droguen-Abteilungen werden die Läden täglich nur sechs Stunden lang geöffnet sein; man besorge alle Einkäufe in dieser Zeit, damit die weiblichen Gehilfen, wie in den übrigen Berufen, nicht länger als sechs Stunden zu arbeiten brauchen." Die Arbeitszeit der Männer in Handel und Industrie ist auf acht Stunden festgesetzt; „in dieser Zeit kann genug erzeugt werden, um alle Bedürfnisse zu befriedigen." Hatte jemand ein Erzeugnis seines Gewerbefleißes zu verkaufen, so lieferte er es zu dem vereinbarten Preis an die Vorratskammern ab und der Betrag wurde ihm in den Büchern der Genossenschaftsbank ebenso gutgeschrieben wie der Arbeitslohn, wenn er für Rechnung der Gesamtheit etwas geleistet hatte. Der Verkauf erfolgte auf Grund der Auswahl des Käufers aus den Genossenschaftsläden; die Kunden hätten in jedem Häuserblock eine Sammlung von Mustern haben sollen und die Ablieferung ins Haus wäre mittels pneumatischer Röhren bewirkt worden. Die Einziehung der Beträge von den Kunden geschah durch Belastung ihrer Konti. „So ersparen die Käufer, für ungeheure Insertionskosten aufzukommen, und laufen nicht Gefahr, verfälschte Waren aufgehalst zu erhalten, abgesehen von der Ersparnis an Arbeitskraft durch Umgehung von Zwischenhändlern. . . . Auch nach auswärts wird Handel getrieben werden, doch

erst dann, wenn alle Ansiedler mit allem Nötigen versorgt sind. . . . Der Handel mit geistigen Getränken ist auf die allgemeinen Läden beschränkt; Wirtshäuser und Trinkpaläste gibt es nicht."

Das Geldwesen war so gedacht, daß die einzige geduldete Bank, die der Genossenschaft, den gesamten Austausch bewirke: Zahlungen, Darlehen, Spareinlagen &c. Für Arbeitsleistungen wurde nicht bar, sondern in „Krediten" (Stundenlöhnen) gezahlt; der Arbeitstag hatte anfänglich einen Wert von zwei Dollars. Diese Arbeitsscheine, welche in der Kolonie gegen jeden Bedarfsartikel ausgetauscht werden konnten, waren lithographierte, gelddähnliche Noten, von denen Owen hoffte, daß sie, falls seine Schöpfung zur Blüte gelangen und im Welthandel eine Rolle spielen sollte, überall als Zahlungsmittel würden genommen werden, wie die venezianischen Noten zwischen dem 11. und dem 17. Jahrhundert. Was jemand aufbrauchte oder was er für Reisen benötigte, damit wurde sein Konto belastet. „Essen oder trinken wir Papiergeld? Schlafen oder wohnen wir auf Gold- und Silbermünzen?" fragt Owen. „Nein! Alles, was wir brauchen, sind Dienstleistungen anderer für unsre eigenen." Damit war die Arbeit als die eigentliche Geldwährung verkündigt, und wer nicht arbeitete, hatte auch nichts zu essen. „Kann etwas einfacher und gerechter sein?" Und da „Kredite" nicht gestohlen werden können, war auch den Veruntreuungen

durchbrennlustiger Kassierer und Verwaltungsräte ein Riegel vorgeschoben. Das Bargeld war also in Topolobampo nicht ganz abgeschafft — wo erforderlich, wurde es verwendet, namentlich im Verkehr mit auswärts —, wohl aber erschien sein Gebrauch auf ein sehr geringes Maß beschränkt. Hertzka erklärte die — auch von Bellamy vorgeschlagene — Ersetzung des Geldes durch „Kredite" für ebenso überflüssig wie unausführbar; er schrieb in einem offenen Brief an die Direktoren von Topolobampo (Mai 1892): „. . . Überflüssig, weil Geld an und für sich ebenso harmlos ist wie jede andere Maschine, denn Geld ist nichts anderes als eine Maschine, dazu bestimmt, gewisse Arbeiten der Wertübertragung und Wertbewahrung zu verrichten. Es ist allerdings zu einem Werkzeug der Verknechtung und Ausbeutung geworden, — aber welche Errungenschaft des menschlichen Geistes ward dies nicht in demselben Maße? . . . Unmöglich, weil die menschliche Wirtschaft ohne Wertmaßstab undenkbar ist und Geld zwar nicht ein absolut vollkommener, wohl aber der vollkommenste aller tatsächlich vorhandenen Wertmaßstäbe ist. Die menschliche Arbeitskraft jedoch wäre der denkbar schlechteste aller Wertmaßstäbe, denn ein Maßstab muß, um überhaupt brauchbar zu sein, selber etwas Fixes, Greifbares, möglichst Unveränderliches sein, während die menschliche Arbeitskraft ihren Wert unablässig verändert . . ."
Aber Owen glaubte, das Geld fast gänzlich beseitigen

zu können. So würde der Kapitalzins ganz von selbst verschwinden und mit ihm auch seine argen Nachteile. Dadurch, daß der Betrieb der öffentlichen Anlagen (Verkehrsmittel, Beleuchtung, Theater ꝛc.) dem Gemeinwesen reichlichen Gewinn abwerfen würde, der zur Bestreitung des Ausgabenbudgets hinreicht, würde die Einhebung aller Steuern überflüssig. Dadurch, daß die Leute eigene Wohnungen besäßen, daß es keine Privatläden gäbe und daß für die Landwirtschaft der Boden und die Produktionsbehelfe unentgeltlich benutzbar wären, entfiele das Miet- und Pachtwesen. Und die Beseitigung des Zinses würde das in der heutigen Wirtschaftswelt mit Recht so gefürchtete „arbeitslose Einkommen" unmöglich machen. Nur Arbeit konnte in Topolobampo den Lebensunterhalt sichern. „Bei uns," schreibt Owen in einer seiner zahlreichen Broschüren (Mai 1891), „muß jedermann, der arbeitsfähig ist, produktiver Arbeit obliegen. Drohnen werden wir nach dem Vorbild der Bienen beseitigen. Spieler, Müßiggänger, Spekulanten, Zwischenhändler, Vermittler ꝛc. haben bei uns ebensowenig zu tun wie Weiber mit zweifelhafter Beschäftigung."

Der Besitz einer Heimstätte war jedem Ansiedler vorgeschrieben und auch möglich, denn er brauchte dafür nichts zu bezahlen. Nur zehn Dollars für eine Parzelle von 400 Quadratmeter hatte er zu entrichten; den Bau und die Einrichtung besorgte ihm die Genossenschaft gegen einfache Belastung in ihren Büchern. Da jeder-

mann, der nicht für sich selbst arbeitete, mit Arbeit versehen werden mußte, fehlte es niemandem an einem Guthaben, für welches, nach dem Vorgang der Konsumvereine, die Genossenschaft zum Selbstkostenpreise alles lieferte, was man brauchte, also auch ein eingerichtetes Haus, was nicht ausschloß, daß man bei der Wahl des Bauplatzes, der Möbel 2c. seinem eigenen Geschmacke folgen konnte. So trachtete Owen, eine der Hauptvorbedingungen eines glücklichen, gesitteten Lebens — gesundes, schönes, angenehmes Wohnen — zu erfüllen.

Wenn es nun den „Genossen", wie bemerkt, verboten war, ihre Häuser und Grundstücke zu vermieten oder zu veräußern, so entsprach das dem Owen'schen Grundsatz, daß der Boden Gesamteigentum ist und der Einzelne lediglich die Nutznießung hat. Er hatte sie, genau genommen, unentgeltlich — denn die Kleinigkeit, die für die Parzelle gezahlt wurde, diente teils zur Erwerbung derselben von der Regierung, teils zur Bestreitung der Anlagekosten der Kolonie — aber nur solange er oder seine Erben sie benutzten; wollte er fort oder weigerten sich diese, Ansiedler zu bleiben oder zu werden, so erwarb die Genossenschaft alles zu dem einst dafür empfangenen Preise zurück, um es nach Bedarf einem andern Kolonisten zu überlassen. Ähnlich wurde es mit den Anteilscheinen gehalten; wünschte jemand auszutreten, so zahlte die Gesamtheit die für jede Aktie empfangenen zehn Dollars nebst dem büchermäßig

entfallenden Guthaben für Leistungen und Aktiendividende zurück und verkaufte das Papier an Neuankömmlinge, denn nur Ansiedler durften Aktionäre sein.

Die Arbeits-Organisation war halb-sozialistisch, indem, wie bereits erwähnt, die Gesamtheit in allen Fällen, wo man nicht für sich selbst arbeitete, der einzige Arbeitgeber war. Von dem Gleichheitswahn der Ganz-kommunisten jedoch findet sich keine Spur. Jedermann wurde nach Leistung und Verdienst und zu vereinbarenden Sätzen entlohnt und nahm seinem beschränkten Aktien-besitz gemäß am Reingewinn teil. Es gab somit weder die unmögliche Geistes- und Körpergleichheit noch eine absolute Vermögensgleichheit; es genügte, Armut und übermäßigen Reichtum zu verhindern und jedermann eine anständige Lebenshaltung zu sichern. Später hoffte man die Arbeitszeit für Männer auf 30, für Frauen auf 20 Stunden wöchentlich (fünf Arbeitstage zu 6, bezw. 4 Stunden) herabsetzen zu können. Für ziel-bewußte einträgliche Beschäftigung gedachte die Genossen-schaft jedem Genossen Gewähr zu leisten. Während „die Arbeitenden — obgleich die Arbeit die Quelle alles Reichtums, alles Guten, Großen und Schönen ist — bisher stets und überall ... bettelarm, hungrig, schlecht gekleidet und elend bequartiert, dabei durchschnittlich nur zu einem Viertel beschäftigt waren", werde es in Topolo-bampo keine Unbeschäftigten geben. „Will jemand nicht diese oder jene Arbeit verrichten, so verhilft man ihm

zu einer andern.“ Darum würden auch keine Armen vorhanden sein. „Niemand braucht Almosen in Anspruch zu nehmen“, denn die Gesellschaft hätte Jedermann gegen Unfälle, Feuer, Überschwemmungen, Stürme ꝛc. versichert, ebenso für das Alter, und zwar ohne jede Prämienzahlung.

Privat-Eigentum: „Es wird für unser Gedeihen von Wichtigkeit sein, den Gesamtbesitz vom Privatbesitz zu unterscheiden. Der letztere muß heilig gehalten werden und dem Individuum unbedingt gewährleistet sein,“ schrieb Owen 1889. „Es gehört große Sorgfalt und einige Erfahrung dazu, die einschlägigen Unterscheidungen machen zu können. . . . Alles, was jemand für seinen Privatgebrauch mitbringt oder erwirbt — auch Maschinen, Werkzeug und andre Arbeitsbehelfe, die er ohne Anstellung fremder Hilfskräfte zu benutzen vermag — bildet sein Privateigentum. Alles, wozu Arbeiter herangezogen werden müssen, gehört zu den öffentlichen Produktionsmitteln . . . Macht jemand eine gute Erfindung, so erfordert die Gerechtigkeit, daß wir ihm zu ihrer Vervollkommnung eine Werkstätte mit den nötigen Werkzeugen, Rohstoffen ꝛc. und dem geeigneten Personal unentgeltlich zur Verfügung stellen, denn von jedem nützlichen Gedanken zieht die Gesamtheit mittelbar Nutzen. Die Genossenschaft sollte dann den vervollkommneten Gegenstand unter Leitung des Erfinders erzeugen und ihm einen bestimmten Prozentsatz des Wertes als Tan-

tieme gewähren, wobei ihr noch ein Gewinn verbleiben könnte."

Individualität: Der New-Yorker Buchhändler Lovell bemerkte 1886 in einem Vortrage über die damals gerade ins Leben getretene Kolonie, der er als Mitgründer angehörte: „Wir gedenken, die freie Entfaltung der Individualität zu fördern. Was jemand ganz allein tut, dessen Ergebnisse gehören ihm ganz allein." Und Owen schrieb schon zwei Jahre vorher: „Warum sollten in unserer künftigen Genossenschaft die Anteilscheinbesitzer ihre Individualität eher verlieren, als die Aktionäre einer beliebigen Eisenbahn-, Gas- oder Wasserleitungs-Gesellschaft?"

Schulwesen: „Wir wollen den Kindern nicht nur eine allgemeine, sondern auch eine gewerbliche Ausbildung geben," lesen wir in Owen's Abhandlung „Lessons in Payment" (1887). . . . „Die Mädchen und die Knaben werden in Musik ꝛc., aber auch in nützlichen praktischen Beschäftigungen unterwiesen werden. Der ganze Unterricht in den Schulen, Werkstätten, Musterwirtschaften ꝛc. wird bis zum zwanzigsten Jahre unentgeltlich erteilt. . . . Die Mädchen lernen Nähen, Buchführung, Spitzen klöppeln, Holzschnitzerei, Metallarbeiten, Ton formen, Früchte einmachen, Sämereien trocknen, Kräuter sammeln ꝛc. Die Knaben werden Zimmerleute, Chemiker, Maschinen-Ingenieure, Obstzüchter ꝛc. Jedem Schüler und jeder Schülerin wird

für jede Leistung Gutschrift erteilt; dauert das Lernen über die Minderjährigkeit hinaus, so belastet man die Betreffenden mit den Kosten des Unterrichts und der Rest des Guthabens gilt als Anzahlung für das künftige Heim. . . . Beim Verlassen der Schule erhält man eine Aktie der Genossenschaft zum Geschenk."

Versorgungswesen: „Ein bestimmter — anfangs auf 50, später auf 10 festgesetzter — Prozentsatz des Gewinns wird alljährlich behufs Erhaltung der durch Krankheit oder Unfall Arbeitsunfähigen, sowie der etwa unversorgt gebliebenen Witwen und Waisen reserviert. Das Versorgungsrecht ist eines unserer Grundrechte, denn niemand darf Not leiden. . . . Hinsichtlich der Altersversorgung gedenken wir ein Versicherungssystem einzuführen, welches allen Genossen, unter Zuhilfenahme der von ihnen zu zahlenden Prämien, nach Zurücklegung des fünfzigsten Lebensjahres eine Pension sichern würde, deren Bezug das Weiterarbeiten überflüssig machen könnte; die Leute wären dann nach Belieben in der Lage, in Muße daheim zu bleiben oder auswärts Reisen zu machen, falls sie es nicht vorziehen, zu ihrem Vergnügen oder aus Gewohnheit in ihrer Erwerbsarbeit fortzufahren." (Lovell, „A Co-operative City", 1886.)

Rechtspflege: „Advokaten," heißt es ebenda, „werden fast unbekannt sein. Bei unserer Regierungsform kann es keine Rechtsstreitigkeiten geben. Wenn wir dennoch einen Anwalt anstellen müssen, so geschieht

dies wegen des nötigen Beistandes im Verkehr der Genossenschaft mit der Außenwelt, sowie wegen Überwachung der Abfassung der Genossenschaftsvorschriften und Bücher im Sinne der mexikanischen Gesetze." Die Regierung von Mexiko hatte der Credit Foncier Company of Sinaloa das Recht eingeräumt, interne Händel durch Schiedsrichter austragen zu lassen. Nach mexikanischem Gesetz stand es nun zwar trotzdem jedermann frei, sich an die gewöhnlichen Gerichtshöfe des Landes zu wenden; allein die Satzungen der Kolonie verboten dies und zwangen zur Unterwerfung unter den Schiedsspruch. „Handelt es sich auch um Verbrechen, so darf doch kein Anwalt einschreiten; die Angeklagten und die Zeugen sagen, was sie zu sagen haben, und das Urteil erfolgt lediglich auf Grund des Beweismaterials." Jedem Verurteilten stand es frei, bei der Gesamtheit der Genossen Berufung einzulegen.

Gesundheitspflege: Die Ärzte waren von Staats wegen mit Jahresgehältern anzustellen. Je mehr Erkrankungen, desto mehr Arbeit erwächst dem Arzt ohne Einkommenvermehrung; es muß ihm mithin daran liegen, alle Welt gesund zu erhalten. „Da sein Lebensunterhalt ihm gesichert ist, fällt es ihm leicht, Zeit zu erübrigen, um sich in seinem Beruf fortzubilden und wissenschaftlich tätig zu sein." Der ärztliche Beistand und die Heilmittel wurden den Leuten in den Genossenschaftsbüchern zu Lasten geschrieben. Auf die Frage,

warum die Gesundheitspflege nicht, wie bei Bellamy oder Hertzka, unentgeltlich, antworteten die Leiter der Topolobampo-Bewegung nicht ohne Geist: „Die Bezahlung hierfür muß die Kosten der Lebenshaltung steigern und so hat jedermann — was übrigens auch vom Standpunkt der Annehmlichkeit zutrifft — das Interesse, die Vorschriften der Hygiene möglichst zu befolgen.“

Unterhaltungen: Alle Zufallsspiele um Geld waren verboten. Alle öffentlichen Unterhaltungen (Theater, Konzerte, Bälle ꝛc.) und Versammlungen mußten frühzeitig („etwa um 18 Uhr“, meint Owen, d. h. 6 Uhr nachmittags) beginnen und um 10 Uhr abends zu Ende sein, denn „nach 22 Uhr sollte sich niemand mehr außerhalb seines Hauses befinden. . . . . Das Heim hat die Bestimmung, durch seine Tugend, seine Gesittung, seinen Geschmack den Charakter des aufwachsenden Geschlechts günstig zu beeinflussen, und unser Gemeinwesen beruht auf der Heiligkeit der Heimstätte.“ Von dem „Nachtleben“ der Großstädte wollte unser Menschenfreund mit Recht nichts wissen. Wenn er aber so weit ging, die Bildung von Klubs und Vereinen jeder Art zu verbieten, so war das ein allzu starker Eingriff in das Wesen der persönlichen Freiheit, obgleich ja bei einem solchen Familienleben, wie er es für seine Kolonisten erträumte, derlei Klubs ꝛc. überflüssig sein mögen und obgleich sie vielleicht geeignet wären, den

Sinn für Häuslichkeit zu beeinträchtigen, zum Hazardspiel und Müßiggang zu verleiten 2c.

Zeitungswesen: Nach Lovell „wird die größte Denk- und Redefreiheit herrschen". Da es, wie die Herren meinten, unter dem Walten der „vollkommenen Vergenossenschaftung" nur eine einzige Zeitung geben könne, „wird deren Redakteur gehalten sein, jede Mitteilung in der Reihe des Einlaufs, und zwar ganz unverändert, abzudrucken. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt; sonst aber muß ohne Ausnahme alles zur Veröffentlichung gelangen." Das hätte eine sonderbare Staatszeitung werden können! „Der Herausgeber bleibt auf die Rolle eines Zusammenstellers von Nachrichten und Artikeln beschränkt, und wenn er als Privatperson einen Beitrag aus seiner eigenen Feder einschaltet, so muß er ihn, wie jeder Einsender, unterzeichnen. Nur so läßt sich die absoluteste Denk- und Redefreiheit, somit der größte Fortschritt sichern. .... Wer einen guten Plan zur Besserung privater oder öffentlicher Verhältnisse zu haben glaubt, schreibe an die Zeitung, falls er nicht vorzieht, die Sache in einer öffentlichen Versammlung vorzubringen. .... Ein Gedanke sollte nur dann Beachtung finden, wenn er es an sich verdient — nie bloß darum, weil etwa eine Partei, eine Sekte oder eine Gruppe dahinter steht."

Viele Leser werden wissen wollen, wie man es mit der Frauenfrage und der Ehe zu halten gedachte.

Nun denn, das weibliche Geschlecht wurde dem männlichen vollkommen gleichgestellt. Die Damen konnten Aktionäre sein, wählen und jedes Amt bekleiden. Ihre Bezahlung war nicht, wie das sonst allgemein, geringer als die der Männer. „Das Weib", schrieb Owen, „verwaltet und verwendet sein Eigentum nach Belieben, sucht sich eine beliebige Beschäftigung aus und hängt vom Manne so wenig ab wie er von ihr. .... Diese vollständige Unabhängigkeit wird das Weib endlich wahrhaft edel, frei und intelligent machen. Dann wird es die Gesellschaft in günstiger Weise beeinflussen. In Pacific City wird es sogar noch um drei Rechte mehr haben als der Mann: es hat den Vorrang in der Auswahl des Berufes, Anspruch auf die besten Sitze in Versammlungen oder bei Unterhaltungen und braucht nur sechs (später vier) Stunden an fünf Tagen der Woche zu arbeiten, während der Mann an sechs Tagen je acht (später sechs) Stunden arbeiten muß." Was die Ehe betrifft, so wurde sie lediglich als ein Zivilvertrag betrachtet, der ohne Umstände lösbar ist, wenn die Eheleute sich nicht vertragen können. Nur Monogamie im strengsten Sinne war zulässig. „Obgleich die Möglichkeit, auch ohne Eheschließung sich durch eigene Arbeit zu versorgen und unabhängig zu stellen, die weiblichen Wesen von der Notwendigkeit der „Vernunft"-Heiraten befreien muß," ermunterte Owen aus Sittlichkeitsrücksichten die frühen Heiraten und nahm daher die

Besteuerung der Hagestolze, sowie die besondere Belohnung der unter dreißig Jahren sich vermählenden Männer in Aussicht.

Die Leiter der Topolobampo-Bewegung betonten bei jeder Gelegenheit, daß sie streng geschäftlich vorgehen wollen. Der Begriff „rein geschäftlich" scheint aber mehr bildlich genommen worden zu sein — etwa in dem Sinne, daß die ganze Sache für die Beteiligten ein „gutes Geschäft" hätte werden können — denn wir begegnen in den gedruckten Äußerungen Owens und seiner Mitarbeiter vielem, was nichts mit Geschäften zu tun hat. So z. B.: „Die Genossenschaft beruht auf heimischer Arbeit, heimischem Gelde, häuslicher Tugend, häuslicher Liebe und Familienleben. . . . . Wir wollen jedem Genossen zu einem luxuriösen, behaglichen, privaten Familienheim verhelfen. Ein angenehm wohnendes, lohnend, regel- und planmäßig beschäftigtes, steuer-, miet- und schuldenfreies Volk muß ordnungs- und friedensliebend sein, ... die Wege der Wahrheit, des Rechts und der Schönheit wandeln."

Die Nationalität und das Glaubensbekenntnis der Genossen wurden weder beim Beitritt noch später in Betracht gezogen; dagegen mußte man lesen und schreiben können und die zur Reise und zur Erwerbung einer Aktie und eines Grundstücks erforderlichen Mittel besitzen — wenigstens anfänglich. Folglich konnten anfänglich die von der Ansiedlung erwarteten Vorteile gerade den

„Enterbten“, den ganz Armen, deren Arbeit jetzt am wenigsten lohnend ist, nicht zugute kommen, und das bildete eine der größten Schattenseiten des Owenschen Reformplans.

III.

Wäre die Credit Foncier Company in der pekuniären Lage gewesen, ihren Bewässerungskanal rascher zu fördern und die Eisenbahn baldigst in Angriff zu nehmen, so hätte sie in der Tat die schönsten Aussichten in landwirtschaftlicher und merkantiler Beziehung gehabt, denn die natürlichen Vorteile, deren sie sich erfreute, waren gar groß. Ein außerordentlicher mineralischer Reichtum, großartige Naturschönheiten und die wünschenswerteste Abwechslung zwischen Tal und Berg, wildreichen Wäldern und mächtigen, fischreichen Flüssen gehen Hand in Hand mit einer üppigen Vegetation, die die Produkte aller Zonen umfaßt und mit einem äußerst gesunden, gleichmäßigen Klima. Bei dem Umstande, daß Topolobampo den großen Handelsemporien der Vereinigten Staaten, ferner China und Australien viel näher liegt als San Francisco oder irgend ein anderer Hafen an der Küste des Stillen Ozeans, hätte dem Owenschen Genossenschaftsstaat eine schöne Zukunft blühen können.

Aber die Credit Foncier Company hatte mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie erheblich aufhielten und denen die sonst so günstigen Verhältnisse nicht gewachsen waren. Viele Aufrufe nach Mitteln wurden vergebens erlassen. So war es denn überhaupt nicht möglich, an den Bau der 1500 Kilometer langen Eisenbahn zu schreiten. Doch konnte der vier Meter tiefe, neun Meter breite und zehn Kilometer lange Bewässerungskanal 1893 endlich fertiggestellt werden. Die Schuld an der Langsamkeit der Entwickelung der Niederlassung schrieb Owen dem Mißtrauen und Vorurteil zu, das sich infolge des überstürzten Anfangs — dieser wird ja fast allen solchen Versuchen verhängnisvoll — geltend machte. Über diesen Punkt bemerkte einer der Leiter der Bewegung, C. B. Hoffmann: „Als 1886 die Gesellschaft organisiert wurde, erließen wir einen Aufruf, in welchem wir hundert Pioniere suchten, die die ersten Häuser und Bewässerungsanlagen bauen sollten. Statt hundert tüchtiger Männer eilten zahlreiche unbrauchbare Männer, Weiber und Kinder herbei, darunter Mitglieder ohne Erlaubnisschein und sogar Nichtmitglieder. In ihrer verrückten Gier, für nichts ein irdisches Paradies zu kriegen, ließen diese Leute die Warnungen und Proteste der Direktoren unbeachtet. Was war die Folge? Enttäuschungen und Entbehrungen. Die Schuldtragenden griffen uns dann in Zeitungen an.“ Viele büßten ihre Überstürzung schwer und mußten wieder in die Ver-

einigten Staaten zurückkehren. Nur 100—150 blieben als Pioniere zurück, später wurden jährlich etwa hundert Erlaubnisscheine ausgestellt und Mitte 1892 befanden sich bereits rund 500 Personen an Ort und Stelle, teils Bodenbau treibend, teils mit der Herstellung des Bewässerungskanals beschäftigt, der dem Boden seine, die Früchte aller Zonen umfassenden vegetabilischen Schätze abgewinnen sollte und der das erste größere „öffentliche" Unternehmen der Genossenschaft für eigene Rechnung war. Die Ansiedler führten am Kanal und in den Ortschaften La Logia, Topolobampo 2c. nach den verschiedensten Berichten eine zwar anstrengende, aber gesunde und angenehme Lebensweise. Sie hatten eine aus 3000 Bänden, tausenden von Broschüren und vielen Zeitschriften bestehende Bücherei, Schulen, Tanzunterhaltungen, Musikaufführungen, Vorlesungen und Vorträge für sich und die Eingeborenen. Auf wöchentlichen Versammlungen wurde über allerlei konkrete und abstrakte Gegenstände debattiert. Es fehlte also weder an Unterhaltung noch an Belehrung. Auch machten sich sowohl in der Ernährung wie hinsichtlich der Wohnungen erhebliche Fortschritte bemerkbar. Inzwischen stellten sich aber Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten zwischen den vorläufig hauptsächlich Landwirtschaft treibenden Kolonisten ein. Die Grundprinzipien („Verfassung") blieben teils infolgedessen, teils wegen Geldmangels ein toter Buchstabe. Die Zustände erforderten

schließlich eine Abhilfe und so entschloß sich Owen, der wegen seines Berufes meist in Pennsylvanien lebte, im März 1892 auf zwei Wochen nach Topolobampo zu gehen, um Ruhe zu schaffen. Wir lesen hierüber im „Credit Foncier of Sinaloa“: „In der Geschichte unserer Kolonie wird die meisterhafte Weise unvergeßlich bleiben, in der Owen durch seine klaren Erläuterungen von Grundsätzen, die vielfach ernstlich mißverstanden worden waren, allen Parteiungen ein friedliches Ende bereitete ... Seit 1888 hat es bei uns keine solche Wiederkehr des Vertrauens, der Freudigkeit und der Bruderliebe gegeben.“

Das Hauptergebnis der Beratungen zwischen dem Präsidenten (Owen) und den Delegierten der Genossenschaft war die Annahme einer neuen, erheblich kürzeren Verfassung oder „Neufestsetzung der Prinzipien“. Alles, was nicht rein geschäftlicher Natur war, wurde einfach gestrichen, denn, wie einer der Direktoren bemerkte, „es ist fraglich, ob die Genossenschaft, wenn mit Sitten-, Religions-, Wohltätigkeits-, Ehe-, Schutzzoll- und anderen Fragen belastet, imstande gewesen wäre, die tausend inneren und äußeren Schwierigkeiten zu überwinden, die sich jedem derartigen Unternehmen entgegenstellen. . . . Wir tun gut, solche Fragen dem Einzelnen zu überlassen, vorläufig werden uns die rein geschäftlichen Angelegenheiten vollauf in Anspruch nehmen. . . . Wenn es der Genossenschaft gelingt, die Boden-, die Handels-

und Verkehrsfrage befriedigend zu lösen, so wird sie alles getan haben, was sie überhaupt zu tun vermag und mehr als bislang sonstwo geschehen."

Es wurde beschlossen, die Credit Foncier Company möglichst bald „endgültig umzugestalten" und zwar auf Grund der folgenden Prinzipien: „Der Boden und die übrigen natürlichen Hilfsquellen werden von der Genossenschaft zu Gunsten der Mitglieder verwaltet, wobei die von diesen festzustellenden Satzungen maßgebend sind. Weder die Genossenschaft noch ihre Mitglieder dürfen Boden verkaufen, verpfänden oder sonstwie veräußern. Der Wertmaßstab soll in Dienstleistungen bestehen. Die Bestimmung des Wertes der einzelnen Produkte bleibt dem gesunden Verstand der Genossen und der Wirkung der wirtschaftlichen Gesetze von Angebot, Nachfrage und Erzeugungskosten überlassen. Alle für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Einrichtungen (Verkehrsmittel, Beleuchtungsanlagen, Wasserleitungen 2c.) sind Eigentum der Genossenschaft und stehen den Mitgliedern zur Verfügung. Die Produzenten verfügen durch die Genossenschaft stets vollständig über den Ertrag ihrer Erzeugnisse, so daß eine Monopol- und Ausbeutungswirtschaft unmöglich ist. . . . A. K. Owen verpflichtet sich, nie einem Plan zuzustimmen, der die Leiter jeder Abteilung nicht unter die Überwachung der ansässigen Mitglieder stellt. . . . Höchstens 10% der aus dem Verkauf von Grundstücken an Mitglieder sich

ergebenden Beträge sind zur Bezahlung von Aktien-Dividenden bestimmt; der Rest ist, soweit nicht anderweit in Anspruch genommen, für Ameliorationen, Versicherungen und gemeinnützige Zwecke zu verwenden.... Owen verpflichtet sich, auf die Bezahlung seiner, 15000 Dollars betragenden Forderung an die Genossenschaft zu verzichten, dafür Anteilscheine zu nehmen und auch die anderen Gläubiger aus Eigenem zu befriedigen...."

Bereits im Herbst 1891 hatte Owen sich mit Theodor Hertzka in Verbindung gesetzt und ihn gebeten, das geplante „Freiland" (vergl. den 5. Abschnitt dieser Abteilung) nicht nach Afrika, sondern nach Mexiko zu verlegen und mit dem Credit Foncier zu verschmelzen. Vorläufig fand der Leiter der Freilandbewegung die Meinungsunterschiede in einigen Hauptpunkten zu groß, um die Möglichkeit eines Zusammengehens zugeben zu können. Nebst dem Geldwesen (vgl. weiter oben) tadelte er hauptsächlich, daß „das Statut von Topolobampo der Gegensatz von wahrer Freiheit ist..., die knechtischen Einrichtungen der Vergangenheit nicht vollständig beseitigt und eine Art, wenn auch unvollkommenen Kommunismus aufstellt.... Ich begreife nicht, wie angesichts solcher Bestimmungen vom Vollertrag für die Arbeitenden auch nur gesprochen werden kann.... Diese Bestimmungen sind offenbar auf rein praktische Beweggründe zurückzuführen: man

brauchte Geld . . . Verzweifelt man daran, die erforderlichen Kapitalien durch uneigennützige Beiträge zusammenzubringen, so halte ich es immer noch für besser, sich ohne weiteres an den Kapitalmarkt zu wenden und diesem bestimmte Zinsen zu versprechen. Mit der inneren Organisation aber darf Kapitalzins und Unternehmergewinn nicht das Geringste zu tun haben; nicht die Aktionäre, sondern die Arbeiter als solche müssen Herren des Ganzen sein, und alles, was nach Abtragung der äußeren Schuldverpflichtungen vom Ertrage übrig bleibt, muß unter die Genossen je nach ihrer Arbeitsleistung zur Verteilung gelangen . . . Alle Veröffentlichungen der Gesellschaft zeigen die besten, reinsten Absichten, jedoch ohne klares Bewußtsein dessen, was zur Erreichung derselben nottut . . .“

Die endgültige Entscheidung über den Owenschen Verschmelzungsvorschlag verschob Hertzka bis nach Durchführung der geplanten Umgestaltung. Aber ehe es zu dieser kam, trat etwas ein, das dem Credit Foncier von Sinaloa scheinbar aus allen Nöten helfen und ihn zur Blüte bringen sollte, in Wirklichkeit aber seinen Untergang herbeizuführen bestimmt war. Es hatte sich nämlich bereits seit einiger Zeit Michael Flürscheim, der bekannte Hauptanhänger Henry Georges in Deutschland, ein Führer der neueren Bodenbesitz-Reformbewegung, mit den Oweniten auf sehr guten Fuß gestellt, im Februar 1892 1000 Dollars nach Topolobampo geschickt

und Neigung zu einer Fusion an den Tag gelegt, denn die Satzungen des Aktienstaates gefielen ihm im großen ganzen. Anfang 1893 traf er an Ort und Stelle ein, um über die beabsichtigte Vereinigung Beratungen zu pflegen. Es gelang vor der Hand, die beiden Ziele unter einen Hut zu bringen. Franz Pätow bemerkt hierüber:

„Für diese gemeinsame Tätigkeit innerhalb der Gesellschaft sind in der Geschäftsordnung die folgenden Bestimmungen vorgesehen: Eigengeschäft ist gestattet, wenn es entweder von einzelnen oder von Vereinigungen betrieben wird, die ihre eigenen Vereinbarungen mit den von ihnen beschäftigten Arbeitern treffen können, sei es, daß sie diesen Arbeitern Lohn oder Gewinnanteil oder beides vereint gewähren; es ist aber Bedingung, daß sie mit der Handelsabteilung der Gesellschaft ein bindendes Abkommen abschließen, daß sie alle von ihnen zu machenden Ein- und Verkäufe und Austausche durch jene Abteilung bewirken lassen, folglich weder an irgend jemand direkt verkaufen, noch von irgend jemandem direkt kaufen, sei es innerhalb oder außerhalb der Kolonie, es sei denn, daß solche Geschäfte durch die Bücher jener Abteilung gehen und durch diese ratifiziert werden. Der Preis für sämtliche an die Abteilung abzuliefernden Erzeugnisse wird von den Produzenten festgestellt. Der Kostenpreis für die von den Produktiv-Assoziationen der Gesellschaft erzeugten Waren ist von den Direktoren

unter eigener Verantwortung zu berechnen; diese sind regreßpflichtig, wenn sie nach dem Ergebnis eines Jahres die Weiterführung solcher Assoziationen gestatten, die hinsichtlich des Preises mit den Eigengeschäften nicht konkurrieren können, vorausgesetzt, daß diese sich verpflichten, die billigeren Preise während fünf Jahren mindestens aufrecht zu erhalten. Die Generalversammlung kann jedoch die Weiterführung der Assoziationen trotz der Konkurrenz der Einzelgeschäfte beschließen."

Anfänglich schien sich alles gut anzulassen und Flürscheim steckte ein hübsches Sümmchen in die Unternehmung; allein sehr bald stellten sich schwerwiegende Differenzen ein, die binnen kurzer Zeit — noch ehe das umgestaltete Gemeinwesen in die Lage kam, sich, wie vereinbart, unter das mexikanische Genossenschaftsrecht zu stellen — zu heftigen Preßfehden und den unerquicklichsten gegenseitigen Verdächtigungen führten. Flürscheim stellte Owen vor die Wahl, entweder unzurechnungsfähig oder ein Schurke genannt werden zu wollen. Die von den beiden Sozialreformern vertretenen Grundanschauungen ließen sich offenbar doch nicht gut vereinbaren! Der Deutsche verwarf die von ihm noch kurz vorher gebilligten neuen Satzungen der Credit Foncier Company und bewog bereits im Sommer (1893) einen großen Teil der Genossen Owens zum Abfall. Mit diesem Anhang rief er sofort eine andre Ansiedlung („Libertad", ebenfalls im Staate Sinaloa)

ins Leben. Die Satzungen von „Libertad" enthielten aber noch mehr Unklares und Verfehltes als die von Topolobampo. Die Folge der Reibungen, des Abfalls und des dadurch verschärften Geldmangels war, daß Owens Schöpfung 1895 zugrunde ging; doch auch die Gründung Flürscheims konnte sich nicht lange halten. Über das Statut der letzteren schrieb Hertzka Ende August 1893: „Flürscheim hat Owen mit Recht vorgeworfen, daß es nicht genüge, die Grundsätze der Freiheit und Gerechtigkeit zu proklamieren; man müsse sich auch sorgfältig hüten, die Menschen zu besonderen Arten von Freiheit und Gerechtigkeit zwingen zu wollen. Er wies Owen an der Hand des früheren Topolobampostatuts nach, daß er ein ärgerer Tyrann sei als die grausamsten, rücksichtslosesten Despoten der sogenannten „bürgerlichen" Welt. In Wahrheit ist aber die Tyrannei, zu der das Flürscheimsche Statut führen müßte, um vieles unerträglicher und insbesondere widersinniger."

Die Ideen des pennsylvanischen Ingenieurs enthielten unseres Erachtens viel Gutes und Geistvolles, manche große Wahrheit und einen trefflichen praktischen Kern, aber auch nicht wenig Verworrenes und Wertloses, Unnützes und Undurchführbares. Sein Aktienstaat war eben allzu künstlich ausgeklügelt. Auf dem Papier nahm derselbe sich freilich sehr verlockend aus und jedenfalls verdienten Owens Bestrebungen, sowie

die ungewöhnliche Begeisterungs- und Opferfähigkeit seiner Pioniere lebhafte Bewunderung. Möglicherweise hätte die Welt in Mexiko allmählich ein soziales Paradies erstehen gesehen, wenn nicht der vermeintliche Rettungsanker — der Anschluß Flürscheims an Owen — zum Todesstoß der Ansiedlung geworden wäre. Schade, daß dem achtunggebietenden, wohlgemeinten und mir daher trotz aller erheblichen Meinungsverschiedenheiten sympatischen Versuch zur Beseitigung herrschender Mißstände kein besseres Schicksal gegönnt war!

Um vollkommen objektiv zu sein, will ich nicht verhehlen, daß die Meinungen über Owens Charakter geteilt waren. Nicht nur Flürscheim griff denselben heftig an, sondern ich erhielt auch von Robert H. Cowdrey in Chicago, einem angesehenen Kaufmann und Sozialpolitiker*), der lange Ausschußmitglied der Credit Foncier Company war, im Februar 1894 ein Schreiben, in welchem es wörtlich hieß:

„Ich bin fest überzeugt, daß C. B. Hoffmann, M. Flürscheim und die Ansiedler in ernster, ehrlicher Weise den Aufbau der Kolonie auf richtigen Grundsätzen anstreben; aber sie sind machtlos, weil in den Händen Owens, den ich nach seinen Äußerungen und

---

*) Im Jahre 1888 Präsidentschaftskandidat der Arbeiterpartei, Verfasser des spannenden Sozialromans „A Tramp in Society", deutsch unter dem Titel „Millionär und Vagabund" (Dresden 1893, E. Pierson's Verlag).

Handlungen für einen bloßen Streber halten muß, der die Not anderer ausbeutet, um sich zu bereichern. Meiner Überzeugung nach ist es den Kolonisten nicht gelungen, sich von Bodenbesitzern zu befreien; vielmehr haben sie einen solchen an Owen, der sie bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen und sich dann ins Fäustchen lachen wird. Vielleicht wird ihm das noch mißglücken, denn er dürfte außerstande sein, die zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen die mexikanische Regierung ꝛc. nötigen Geldmittel aufzubringen; diesfalls könnte die Niederlassung noch von wahren Reformatoren gerettet und angemessen umgestaltet werden."

Da ich Owen nicht persönlich kenne, kann ich mir über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der harten Meinung Cowdreys kein Urteil bilden. Auch was seit 1895 in Topolobampo vorgegangen, weiß ich nicht, denn ich blieb lange ohne jedes Lebenszeichen. Erst ein vom 24. April 1898 datierter Brief Owens aus Neuyork brachte mir ein solches. Die wesentlicheren Stellen dieses ausführlichen Schreibens besagen:

„Die Topolobampo-Kolonie ist in ihrer Gestalt als Genossenschaft endgültig beseitigt worden durch eine Gruppe von Spekulanten, die als Ansiedler hingekommen waren und die erstbeste Gelegenheit zur Durchführung ihrer Absichten abgewartet hatten. Es dauerte drei Jahre, bis sie ihr Ziel scheinbar erreichten, und jetzt stehen sie jämmerlich da, denn sie haben ihr Geld und

ihre Zeit gänzlich verloren. Auch ist es mir gelungen, jeden einzelnen ihrer veröffentlichten Pläne zu durchkreuzen. Aber nach meinen Siegen ist von der früheren großen Bewegung nichts übrig geblieben. Doch will ich nun wieder kräftig handeln, denn ich bin im Besitz von Kolonie- und Eisenbahn-Konzessionen. Freilich muß ich jetzt auf geschäftlicher Grundlage vorgehen und mit Geschäftsleuten verkehren, weil ich nicht darauf rechnen kann, daß die Ansiedler sich aufraffen werden, um etwas für sich selber zu tun. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es einem beliebigen Spekulanten leicht fällt, eine ausschließlich von den Ansiedlern selbst abhängige Kolonie zugrunde zu richten, denn die Leute lassen sich leicht irreführen und verleiten, gegen ihr eigenes Interesse zu handeln, es wäre denn, daß sie in der strengen Hand eines Mannes seien, der das Richtige auch dann zu tun wagt, wenn sie sich dagegen sträuben. Die Ansiedler von Topolobampo, die ich in Verhältnisse versetzt hatte, unter denen sie in Freiheit und Wohlstand hätten leben können, ruhten nicht, bis sie sich um jeden Vorteil brachten und in eine ärgere Knechtschaft verfielen, als jene war, wegen der sie die Vereinigten Staaten verlassen hatten ... Über die Bewegung erscheinen längst keine Zeitschriften mehr ..."

Dieser Brief ließ nur wenig von den Geschehnissen der letzten Jahre durchblicken, bewies aber, daß der zähe Mann noch immer an seine Sache glaubte. Daß seine

Hoffnungen sich nicht erfüllten, geht aus den folgenden Stellen seines nächsten, „Baldwinsville, 27. März 1899“ datierten Schreibens hervor:

„Mexiko erlaubt mir durchaus nicht, dort irgend einen genossenschaftlichen Plan auszuführen. So bin ich denn im Begriff, es im Neuen Süden mit der Gründung einer Musterstadt zu versuchen . . . Hier gibt's eine große Arbeit zu tun. Ich will keine Mühe scheuen, neue Verhältnisse zu schaffen, ohne welche dieses Land zugrunde gehen müßte.“

Für das Mißlingen des neuen Planes spricht der nachstehende Brief, den ich anderthalb Jahre später erhielt:

„Baldwinsville (Neuyork), 22. September 1900. Nächste Woche gehe ich nach Mexiko, um mir neuerdings die Erlaubnis zur Besiedelung von Topolobampo zu erwirken. Eine Musterstadt wie das von mir geplante Pacific City werde ich infolge des Widerstandes Mexikos nicht bauen können. Aber ich kann immerhin eine bessere Stadt schaffen, als die Erde bislang aufzuweisen hat, falls die Leute, die sich mir anschließen werden, die Ausdauer haben sollten, einige gute Dinge von Bestand zu tun. Vor mehr als einem Jahre habe ich einen neuen Musterstadtplan hergestellt, den ich Ihnen anbei sende und den ich auszuführen hoffe. Aber ich kann es nicht früher tun, als bis ich in Topolobampo wenigstens einen Teilerfolg erzielt habe.“

Owens nächste Zuschrift (Baldwinsville, 21. August 1901) enthielt unter anderem die folgenden Mitteilungen: „Ich schicke Ihnen hiermit das erste Exemplar meiner Broschüre über die Home Investment Company (= „Heim-Investionsgesellschaft“). Diesen meinen neuesten Plan zur Selbstbeschäftigung der Produzenten führe ich aus, sobald ich aus meinen Ländereien am Hafen von Topolobampo recht viel Geld herausgeschlagen haben werde. Da die Regierung von Mexiko mir nicht gestatten will, die ursprüngliche Besiedelungsart — à la Credit Foncier — zu verwirklichen, bin ich genötigt, behufs Rettung meines Besitzes „geschäftliche“ Wege zu gehen und eine regelmäßige, reine Stadt zu bauen. Zu diesem Zweck suche ich jetzt dringend Einzahlungen im Betrage von 50 000 Dollars . . . Die großen Trusts haben hier alles Besitzenswerte in die Hände bekommen, so daß die Produzenten außerstande sein werden, zu eigenen Ländereien, Wohnhäusern, Fabriken und Kaufläden zu gelangen, falls ihnen nicht reichbemittelte Freunde die Bahn ebnen. Ich beabsichtige, das notwendige Geld in Topolobampo zu verdienen, und ich hoffe, zu diesem Zweck Pacific City nicht nur ins Leben zu rufen, sondern bald auch zu einer bedeutenden Handels- und Industriestadt zu machen. Beachten Sie die dieses geschäftliche Unternehmen betreffenden mitfolgenden Papiere.“

Teils wegen dringender Abhaltungen, teils weil ich

schon ungemein skeptisch geworden war, beantwortete ich diesen Brief erst nach 4½ Jahren. Sofort empfing ich von dem Unermüdlichen ein Schreiben, das die Berechtigung meiner Skepsis erwies, wie aus den nachstehenden interessanten Stellen hervorgeht:

„41 Wall Street, Newyork City, 2. März 1906. ... Nach vierzehnjährigen Kämpfen, bei denen mir für die geführten Prozesse nur geringe Mittel zur Verfügung standen, mußte ich erleben, daß die Verschwörer, die sich behufs Sprengung und Beraubung der Topolobampokolonie zusammengetan hatten, ihre höllischen Absichten erreicht haben. Der Damm von Los Tarles und die Mochisländereien sind jetzt in ihren Häuden; sie schätzen jenen auf eine halbe Million, diese auf sechs Millionen Dollars. In Wirklichkeit gehört der Teich nebst 16 000 Acres (à 40½ Ar) des Mochisbodens mir; sobald ich genug Geld zum Weiterprozessieren habe, werde ich alles zurückbekommen und zur Grundlage einer genossenschaftlichen Ansiedlung machen. Und was den Grund und Boden von Pacific City betrifft, so gehört alles — 25 englische Quadratmeilen — völlig schuldenfrei meiner Gattin ... Ich hoffe meine neue „Pacific-City-Baugesellschaft“ noch in diesem Jahre so weit zu fördern, daß sie mit dem Bau der Stadt beginnen kann ... Anbei vier Schriften, die sich auf den Gegenstand beziehen.“

Die Willenskraft und Hoffnungsfreudigkeit Owens

scheint durch all die bisherigen Widerwärtigkeiten nicht gelitten zu haben. Ich aber halte die Sache keineswegs für aussichtsvoll. Und selbst wenn ihm dieser oder ein anderer Plan glücken sollte — seine ursprünglichen Absichten werden sicherlich unerfüllt bleiben. Jedenfalls jedoch gehört sein Versuch zu den allerinteressantesten.

Soziale Rettungskolonien der Heilsarmee in der Union.

Das Seligmacherheer hat in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren drei landwirtschaftliche Ansiedlungen ins Leben gerufen, die allerdings nicht den europäischen, wohl aber den amerikanischen Schützlingen der „Seligmacher" zugänglich sind. Es sind dies Fort Amity (im Staate Kolorado) in dem fruchtbaren Arkansastal, Fort Romie in Kalifornien, Fort Herrick in der Nähe von Cleveland (Ohio). Diese sozialen Versuchsstationen, mit deren Organisation im Frühling 1898 begonnen wurde, stehen so ziemlich einzig da und verdienen daher eine ausführliche Behandlung.

Ihre Gründung hatte den Zweck, die übervölkerten Großstädte der Union zu entlasten, den Zug aufs Land

zu fördern und das Auseinanderreißen der armen Familien zu verhüten. Die Angehörigen sollten in die Lage gesetzt werden, sich aus dem Elend, in welches sie geraten sind, herauszureißen, beisammen zu bleiben und sich aus Eigenem zur Schaffung und allmählichen Erwerbung eines neuen häuslichen Herdes aufzuschwingen. Ähnlich wie bei den südaustralischen Beschäftigungslosen-Genossenschaften — sogenannten „Kommunistendörfern" — handelt es sich hier darum, brachliegende Kräfte mit Hilfe des toten Kapitals in Beziehung zu unbenütztem Boden zu bringen und diese Dreiheit brachliegender Faktoren in eine Produktionseinheit zu verwandeln; „les bras sans terre à la terre sans bras" hat dies ein hervorragender französischer Denker genannt.

Im April 1898 erwarb die Heilsarmee ein an der Atchison-, Topeka- und Santafé-Bahn, 428 Kilometer östlich von Denver gelegenes Grundstück von 320 Hektar — seither durch Neuerwerbung dreifach vergrößert — und rief auf demselben „Fort Amity" ins Leben. Der Buffalokanal versieht die Kolonie reichlich mit Wasser; auch ist eine noch reichere, sehr große unterirdische Wasserfläche vorhanden. Fort Amity besitzt eine fast unbegrenzte Ausdehnungsfähigkeit, denn ein ungemein ausgebreitetes System von Wasserreservoirs, das planmäßig ausgebaut wird, ermöglicht die umfassende Bewässerung nicht nur der Ansiedlung, sondern auch der angrenzenden Ländereien. Der Boden ist vor-

züglich, das Klima prächtig und gemäßigt, die Höhenlage 1050 Meter über dem Meeresspiegel. Der leichte Absatz der Bodenerzeugnisse ist durch die Nähe großer Bergwerksbetriebe und die gute Bahnverbindung mit den mittleren Weststaaten gesichert. Die vor kurzem erfolgte Errichtung einer Rübenzuckerfabrik im Arkansastal hat der Kolonie in der Zuckerrübe einen neuen lohnenden Absatzartikel eröffnet. Bezüglich der Viehzucht ist Fort Amity in beneidenswerter Lage, denn es befindet sich auf der Route zu den großen Viehmärkten von Kansas City und Chicago, und die für die Erzeugung von Mastvieh so wertvolle Luzerne „Alfalfa" wächst hier in reicher Fülle; sie bedarf keiner anderen Pflege als einer zeitweiligen Begießung und kann jahrelang ohne Neupflanzung mehrmals jährlich geerntet werden. Diese Luzerne liefert auch Butter und Honig von feinster Güte. Dabei bietet die endlose Prärie während des größten Teiles des Jahres gute Weide. Der Boden bringt Getreide, Obst, Gemüse, Zwiebeln und viele andere landwirtschaftliche Produkte von großer Vorzüglichkeit hervor.

Ein großes Arbeitersanatorium, das zum dringenden Bedürfnis geworden, soll möglichst bald erbaut werden und würde nebenbei einen neuen Absatzmarkt bilden. Mit einem Aufwand von 20 000 Dollars ist ein Waisenhaus errichtet worden, dessen Insassen sich, wenn sie erwachsen sein werden, in Fort Amity verheiraten und

ansiedeln sollen. Jüngst ist eine Raiffeisensche Vorschußkasse ins Leben getreten, angeblich die allererste in Amerika. Auch zwei Schulen und ein Postamt sind bereits vorhanden. Der neue Güterbahnhof mit Nebengeleise und der noch neuere Personenbahnhof haben die Aussichten der Ansiedlung auf Erfolg wiederum erheblich gesteigert.

Die kalifornische Niederlassung „Fort Romie" liegt in dem bezaubernden Salinastal an der Bucht von Monterey und hat eine Fläche von rund 260 Hektar guten Bodens, eingeteilt in Parzellen von fünf Hektar und zum Anbau fast aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse geeignet, namentlich für Kartoffeln, Zuckerrübe und Alfalfa. Die Kartoffeln gelten für die besten und erzielen hohe Preise, und für den Absatz der Rübe ist durch die Nähe einer der großartigsten Zuckerfabriken gesorgt.

Die jüngste der drei Ansiedlungen, Fort Herrick, umfaßt bloß 144 Hektar, hat aber eine große Zukunft. Schon jetzt ist die Gesamtheit des Bodens urbar gemacht. Das ganze Grundstück bildet ein Geschenk der früheren Besitzer an die Heilsarmee, und einige Clevelander Menschenfreunde haben das Unternehmen mit einer Stiftung von 20 000 Dollars bedacht. Mit Hilfe dieser beiden Schenkungen hofft Booth, Fort Herrick zu einer vorbildlichen Musterschöpfung machen zu können. Eine kleine Schule und eine einfache Wasserleitung sind bereits vorhanden.

Von hohem Interesse ist die finanzielle Organisation dieser Niederlassungen. Da sie städtischen Armen dienen sollen, von denen viele nicht einmal die Reisekosten erschwingen können, muß den Ansiedlern Kapital zur Verfügung gestellt werden. Die vielverbreitete Ansicht, daß der Zug aufs Land durch Bevorzugung des Stadtlebens beeinträchtigt wird, trifft nicht immer das Richtige. Bietet sich einem städtischen Proletariar das nötige Geld und die Möglichkeit, nicht bloß Pächter oder gar einfacher Landarbeiter zu werden, sondern wirklicher Besitzer, so wird er sich kaum je weigern, aufs Land zu gehen. Doch ist es nach der Erfahrung von tüchtigen Sachverständigen verfehlt, die Kolonie mit Unverheirateten zu besiedeln. Abgesehen davon, daß der alleinstehende Arbeiter sich in der Stadt leichter helfen kann als der mit Familie versehene, kommt dieser in der Kolonie billiger zu stehen, weil seine Angehörigen ihm beim Landbau beistehen oder gesondert Geld verdienen können. Booth Tucker führt in seinem amtlichen Bericht über die drei Niederlassungen*) zwei einschlägige Beispiele an. In dem einen Fall bearbeitete der Vater das eigene Grundstück, die Kinder verdienten bei einem benachbarten Landwirt mit dem Pflücken von Beerenobst zwei Dollars täglich und die Mutter führte die Wirtschaft, sah nach dem Geflügel und pflegte den Säugling. Die Ver-

*) „Bulletin of the Bureau of labor," Washington, September 1903.

waltung der Kolonie hatte dieser Familie kein Geld zu leihen, sondern nur ein Häuschen, Gespann, Ackergeräte und Sämereien zu geben gebraucht. In dem zweiten Fall bedurfte ein Zimmermann keiner anderen Beihilfe als der Überlassung von $2^1/_2$ Hektar Landes, denn die Frau und die Kinder bewirtschafteten Farm und Haus, so daß der Mann in der Lage war, gegen guten Lohn seinem Handwerk beim Bau von Häuschen und Scheunen obzuliegen.

Wählt man also beim Kolonisieren ganze Familien aus und hat man geeignete Ländereien zur Verfügung, so ist es in der Hauptsache genügend, daß man ein Kapital besitze, welches zum Bau von Häuschen, zum Ankauf von Vieh und Ackergerät, sowie zur Gewährung von Reisekosten und zur Bestreitung der laufenden kleinen Ausgaben hinreicht. Abgesehen vom Kaufpreise des Grundstückes und von den Meliorationskosten (Bewässerung, Trinkwasserbeschaffung usw.) kommt die erfolgreiche Ansiedlung einer Familie nicht höher zu stehen als auf durchschnittlich 500 Dollars.

Behufs Auftreibung des nötigen Kapitals für Fort Amity und Fort Romie wurden fünfprozentige Pfandbriefe im Belaufe von 150 000 Dollars ausgegeben, garantiert von der Heilsarmee und mit einem zweiprozentigen Reservefonds; ferner wurde eine mit freiwilligen Spenden gespeiste Ansiedlungskasse geschaffen, welche zur Gewährung von Darlehen an die Ansiedler

dient, wobei die üblichen geschäftlichen Formalitäten eingehalten werden. Jeder Kolonist erhält einen Grundkaufvertrag, einen Hauskaufvertrag, Vieh, Ackergerät und Sämereien nach Bedarf und in regelmäßigen Zwischenräumen einen Rechnungsauszug.

Die Heilsarmee hält darauf, den Sinn für das persönliche Eigentum bei den Leuten zu pflegen, und sie erzielt damit große Erfolge. Deshalb will sie nichts wissen von der in vielen Reformniederlassungen üblichen Gütergemeinschaft, welche nicht selten zur Folge hat, daß zur Trägheit ermutigt wird, wodurch dann die Fleißigen verdrießlich werden — ein Zustand, der nur zu leicht die Auflösung der Kolonie herbeiführt.

Die ersten Ansiedler in Fort Amity kamen — April 1898 — hauptsächlich aus Newyork und wurden gegen einen Tagelohn von zwei Dollars per Kopf zum Urbarmachen der Felder, zum Bau von Häuschen und Einfriedungen, zum Anlegen von Bewässerungsgräben usw. verwendet. Die Hälfte des Tagelohnes wurde ihnen zum Leben belassen, die andere aufs Schuldenkonto gutgeschrieben. Ein im März 1899 lediglich mit Gespann und einigen Möbelstücken angekommener Ansiedler zahlte binnen drei Jahren seine ganze Schuld von 200 Dollars ab und besitzt gegenwärtig eine Farm von 10 Hektar und ein hübsches Steinhaus, das er selbst erbaut hat. Das Abzahlen der Schulden macht der Verwaltung der Ansiedlungen überhaupt keine Sorgen, denn die Leute

legen den größten Eifer an den Tag, um sich möglichst rasch schuldenfrei zu machen. Wäre dem aber auch anders, so würde die stetige und beträchtliche Steigerung des Marktwertes der Liegenschaften jede Verlustgefahr ausschließen. Obwohl General Booth, um sich — weil schlechter Boden selbst geschenkt zu teuer ist — vorzügliches Land zu sichern, verhältnismäßig tief in die Tasche gegriffen und für jungfräulichen Boden 40 bis 50 Dollars per Hektar bezahlt hat, ist der Hektar schon heute, also nach wenigen Jahren, das Doppelte bis Dreifache, nach der Urbarmachung aber sogar mindestens das Vierfache wert. Die Ansiedlungsdichtigkeit nimmt eben sehr schnell zu.

Der Industriekommissär der Atchison-Topeka-Santafé-Eisenbahn, J. A. Davies, der das Getriebe von Fort Amity aufs genaueste kennt, hat geäußert: „Als Ansiedlung ist es die praktischeste und am leichtesten durchführbare, von der ich weiß. Als Kapitalsanlage ist die Sache meines Erachtens solid.“ In der Tat läßt sich nach $5^3/_4$ jähriger Erfahrung wohl sagen, daß Niederlassungen dieser Art, wenn sie geschickt und redlich geleitet werden, trotz aller Wechselfälle, die vorkommen mögen, zu den sichersten Investionen gehören.

Fort Mardyk.

Das Dorf Fort Mardyk, eine der merkwürdigsten Gemeinden Europas, liegt bei Dünkirchen in Französisch-Flandern. Daselbst wird seit weit länger als zweihundert Jahren eine eigentümliche Art von sozialistischer Gemeinschaft geübt, die von keiner der vielen Umwälzungen, die diese lange Zeit über Frankreich gebracht hat, berührt worden ist. Im Jahre 1670 — kurz nach der Abtretung Dünkirchens an Frankreich — rief Ludwig XIV. das Dorf Fort Mardyk ins Leben, um in der fast rein vlämischen Gegend eine französische Kolonie als nationales Gegengewicht zu gründen und gleichzeitig eine Quelle für Matrosen zur Verfügung zu haben. Er schenkte den sich als Ansiedler meldenden vier picardischen Familien zusammen 1200 Quadratkilometer Landes unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen den Seemannsberuf ausüben und sich der Marinekonskription fügen. Die anfänglich mehrfach — aber vergebens — angefochtenen Vorrechte wurden von Ludwig XIV. bestätigt und um das ausschließliche Recht der Fischerei in jenen Gewässern vermehrt, ohne seither jemals angetastet zu werden.

Andererseits ist auch das ursprüngliche Bodenausmaß nie erhöht worden, obgleich die Einwohnerzahl des

Dorfes bereits über 1800 beträgt. Die Hälfte der Ländereien wird verpachtet und die Pachtschillinge bilden das Gemeinde-Einkommen; dieses reicht vollkommen hin für die Staatssteuern und die Unterstützung bedürftiger Bürger. Die andere Hälfte dient dazu, jedem Einwohner bei seiner Verheiratung einen halben Quadratkilometer zu sichern, den er, wenn er will, verpachten, aber unter unter keinen Umständen veräußern oder abtreten darf. In Folge dieser öffentlichen „Mitgabe“ pflegen die Mardyker früh zu heiraten. Da nun ein halber Quadratkilometer stets mehr hervorbringt, als eine Familie benötigt, gelangt der Überschuß zum Verkauf nach auswärts, so daß die übrigen Bedürfnisse der Familie, ganz abgesehen von der Marine-Entlohnung des Oberhauptes, reichlich gedeckt erscheinen. Die Leute leben also in Wohlstand und haben der Staatsregierung niemals Kosten verursacht. Die Gesundheit ist vorzüglich. Arme gibt es nicht, höchstens zuweilen Bedürftige, denen, falls der Ertrag ihres Grundstückes nicht hinreicht, aus Gemeindemitteln Zuschüsse gewährt werden.

Das Dorf macht einen sehr freundlichen Eindruck und ist, wie wir gesehen haben, eine von einem Despoten gegründete Republik, die von allen politischen Revolutionen, von den Kaisern, Königen und Republiken von jeher respektiert wurde.

Sankt Kilda.

Im Nordwesten der Hebriden, einer Gruppe von felsigen Inseln an der Westküste von Schottland, etwa 50 Seemeilen von denselben entfernt, befindet sich die Insel Sankt Kilda, die kulturfähigen Boden von geringer Ausdehnung und eine kleine Bucht besitzt, in welcher Schiffe einlaufen können. Freilich wüten an der Küste fast beständig entsetzliche Stürme, die während der drei Sommermonate die Landung sehr schwierig und im übrigen Teil des Jahres geradezu unmöglich machen. So hat England die Bewohner der Insel, die gegenwärtig 75—80 an der Zahl sind, völlig sich selbst überlassen, und sie bilden eine kleine unabhängige Republik. Das hübscheste unter den jungen Mädchen ist Titularkönigin und führt diesen Titel bis zu ihrer Verheiratung; dann tritt eine andere an ihre Stelle. Jeden Morgen versammeln sich die Männer des Dorfes in der Hauptstraße, beraten die Gemeinde-Angelegenheiten und verständigen sich über die Verteilung der Arbeit. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf Sturmvögel; abends teilen sie die Beute untereinander. Geld ist ihnen etwas Unbekanntes; ihre Münzen sind die Vögel. Die Frauen verrichten die Feldarbeit und überwachen das Vieh; auch spannen sie die Netze, mit denen die Seevögel ge-

fangen werden, während seltsamerweise die Männer nähen, sticken und den Frauen die Kleider machen. Das ist die Lebensweise der Insulaner von Sankt Kilda seit mehr als 200 Jahren. Ihre Sprache ist die alte gälische, die sich bei ihnen in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hat. Die Frauen tragen altmodische Kleider von lebhaften Farben, oft mit altertümlichem Schmuck. Die Glücklichen kennen nur *eine* Krankheit, die Influenza, die sie regelmäßig im Sommer, wenn die Fremden kommen, heimsucht. Sie nennen daher diese Krankheit den „Fremdenschnupfen“.



Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Was in der Luft liegt. Soziale Studien. Leipzig, Freund & Wittig, 1898. Preis 4 M.

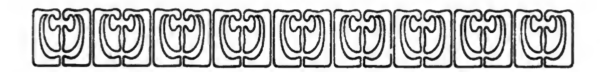
Wie es in der Welt zugeht. Ein soziales Zeit-Tagebuch mit Lebensausschnitten, Glossen, Streiflichtern und interessanten Lesefrüchten. Leipzig, Felix Dietrich, 1905. Preis gebunden 1 M.

Russisches Revolutions-Tagebuch 1905. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. Preis 2 M. Drittes Tausend.

Mit, nicht gegeneinander! Zeitgemäße und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Dresden, Albanus-Furrer, 1905. Preis M. 1,50. Drittes Tausend.

Japan. Interessantes aus dem Mikadoreich. Berlin, Verlag Continent, 1904. Preis geb. 1,50 M. Drittes Tausend.

Das Postwesen einst und jetzt. Berlin, „Hillgers Volksbücher“, 1906. Preis 0,30 M.



Frieden! Frieden! Frieden! Zeitgemäße Betrachtungen und Bemerkungen. Dresden. E. Piersons Verlag, 1890. Preis 1 M.

Berta v. Suttner, die Schwärmerin für Güte. Ein Lebensbild mit Porträts und Gedankenperlen. Dresden, E. Piersons Verlag, 1903. Preis 0,50 M. Fünftes Tausend.

Schuldlos verurteilt! Zur Strafrechtsreform. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Leipzig, Alfred Janssen, 1894. Preis 4 M.

Die Gewinnbeteiligung. Leipzig, Felix Dietrich, 1904. Preis 0,30 M. Fünftes Tausend.

Einträgliche Arbeiterfreundlichkeit. Ebenda 1905. Preis 0,30 M. Viertes Tausend.

Die deutschen Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften. Ebenda 1905. Preis 0,30 M.

Weibliche Geheimbündelei. Berlin, Julius Eichenberg, 1905. Preis 0,50 M.

Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert. Berlin, F. Dümmlers Verlag, 1884. Preis 5 M.

